

# BILDUNG

Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH

4 | 2022

# SCHWEIZ

Zukunftsfähig? Blick in eine Steinmetz-Ausbildung

Vorbild: Sportlerin und Mutter Simone Niggli-Luder



# Übergänge prägen die Schule

Text: Maximiliano  
Wepfer

Foto: iStock/  
coscaron

Das Bildungssystem wird von Übergängen beeinflusst. Die Schülerinnen und Schüler wechseln von der einen Stufe in die andere und verändern sich auch selbst. Grund genug für BILDUNG SCHWEIZ, diesem für das Bildungswesen so zentralen Thema eine neue Serie zu widmen.



Das einzig Stetige ist der Wandel, besagt das Sprichwort. Mit dem Wandel geht auch der Übergang einher, der vom Duden als «Wechsel zu etwas anderem, Neuem, in ein anderes Stadium» definiert wird. Dieser Übergang kann allmählich oder unvermittelt sein. Sicher ist bloss die Tatsache, dass sich zwischen dem Ausgangs- und dem Endpunkt etwas verändert hat.

### Die Schule als Geburtshelferin des Wandels

So gesehen lebt das Bildungssystem von Übergängen. Womöglich ist kein Übergang so radikal wie derjenige, den ein Mensch während der durchschnittlich elf Jahre in der Volksschule erlebt. Aus kleinen Mädchen und Buben werden (fast) erwachsene Frauen und Männer. Die Rolle der Schule als Transformatorin lässt sich dabei kaum hoch genug einschätzen. Übergänge bieten sich daher als Thema für eine Serie in BILDUNG SCHWEIZ an. Diese startet mit der vorliegenden Ausgabe und zieht sich bis Februar 2023.

Mit Übergängen beschäftigt sich auch die Publikation des Bundesamts für Statistik «Übergänge und Verläufe in der obligatorischen Schule». Dort wird die obligatorische Schule in drei aufeinanderfolgende Stufen gegliedert: zwei Jahre Primarstufe 1–2, sechs Jahre Primarstufe 3–8 und drei Jahre Sekundarstufe I. Durchschnittlich 90 Prozent der Schülerinnen und Schüler durchlaufen die jeweilige Stufe in der vorgesehenen Dauer. Die anderen 10 Prozent wiederholen ein Schuljahr oder wechseln in den separativen Unterricht beziehungsweise in ausländische Schulprogramme. Unter den Schülerinnen und Schülern, die bei ihrem Bildungsvorlauf im Verzug sind, sind Knaben, Ausländerinnen und Ausländer, Kinder aus bildungsschwachen Haushalten und Lernende aus der Romandie übervertreten.

### Übergänge von der Wiege bis zur Bahre

Übergänge sind ein ungemein breites Thema, das sich anhand von ganz verschiedenen Aspekten betrachten lässt. Eine Eingrenzung für die Serie tut daher not, zumindest auf inhaltlicher Ebene. Die Redaktion von BILDUNG SCHWEIZ wird deshalb keine horizontalen Übergänge aufgreifen. Diese bezeichnen den Wechsel einer Person zwischen verschiedenen Institutionen oder Betreuungspersonen, also beispielsweise von der Schule in den Hort. Stattdessen konzentriert sich die Serie auf sogenannte vertikale Übergänge. Das sind solche, bei denen die Person, meist altersbedingt, in die nächsthöhere Stufe eintritt. Beispiel dafür ist der «klassische» Wechsel von der Primarschule in die Oberstufe.

Zeitlich sind dagegen keine Grenzen gesetzt: Die Serie umfasst den Zeitraum von der Kita bis zur Pensionierung.

So können sich die Leserinnen und Leser auf eine Reportage freuen, wie sich angehende Erstklässlerinnen und -klässler und ihre Eltern auf den Schulanfang vorbereiten und wie sie diesen erleben. Genauso werden pensionierte Lehrerinnen und Lehrer porträtiert, die wegen des Lehrpersonenmangels im Beruf bleiben oder zurückgeholt wurden. Angedacht sind auch Berichte darüber, welches die beliebtesten Lehrberufe sind, wie die soziale Herkunft die Berufswahl bestimmt und wie Leistungstests oder Multichecks den Übergang in die Berufsbildung beeinflussen. Interviews mit anerkannten Fachpersonen wie dem Entwicklungspädiater Oskar Jenni dürfen ebenfalls nicht fehlen.

### Artikel sind zeitlich aufeinander abgestimmt

Für die Planung hat die Redaktion auf den Zeitpunkt geachtet, an dem der jeweilige Übergang ansteht. Möglichst zeitnah dazu sollen auch die entsprechenden Artikel erscheinen. So ist der Artikel über die Gymnasiumsprüfung für die Dezemberausgabe geplant – genau dann, wenn die Anmeldung eröffnet wird und die Promotionsentscheide fallen. Der Artikel wird unter anderem beleuchten, wie die Prüfung entworfen wird und welche Unterschiede es zwischen den Kantonen gibt. Auf diese Weise lassen sich die Übergänge besser im Jahreszyklus verankern und nachvollziehen. Zugleich ermöglicht dies einen breiten, ansprechenden Themenmix im Magazin, indem zum Beispiel nicht alle Themen der Oberstufe gebündelt erscheinen.

### Eine Pause tut gut

Zum Schluss hofft die Redaktion, dass die Serie dazu dient, innezuhalten und bewusst über die verschiedenen Übergänge und Wechsel nachzudenken. Denn seien wir mal ehrlich: Im Trubel des Alltags geht dies oft vergessen. Das ist derselbe Effekt, wie wenn man nach Jahren der Abwesenheit in seine Heimatstadt zurückkehrt und all die Veränderungen bemerkt, die sich in der Zwischenzeit ergeben haben. Denjenigen aber, die dort geblieben sind, fallen die Veränderungen gar nicht mehr auf. ■

### Weiter im Netz

<https://bit.ly/37C7Qwn> – Publikation und Medienmitteilung des Bundesamts für Statistik «Übergänge und Verläufe in der obligatorischen Schule»

# «Das beste Vorbild bin ich, wenn ich bleibe, wie ich bin»

Text:  
Patricia Dickson

Fotos:  
Marc Renaud

Die Orientierungsläuferin Simone Niggli-Luder hat eine erfolgreiche Karriere im Spitzensport hinter sich. Davon zeugen 23 Weltmeistertitel und unzählige Medaillen. Mit BILDUNG SCHWEIZ sprach sie über prägende Menschen und entscheidende Momente.



**BILDUNG SCHWEIZ: Sie haben als Sportlerin alles erreicht. Aber irgendwann haben Sie begonnen. Wer waren Ihre Vorbilder?**

SIMONE NIGGLI-LUDER: Als Kind waren zunächst vor allem Skiprofis wie Maria Walliser und Franz Heinzer meine sportlichen Vorbilder. Rückblickend ist das etwas surreal, denn damals hatte ich nicht vor, Spitzensportlerin zu werden. Ich fand einfach cool, was sie taten und damit erreichten. Zudem wirkten sie sympathisch. Erst später hatte ich Vorbilder im eigenen Sport.

**Wer war das?**

Das war zum Beispiel die Norwegerin Hanne Staff. Sie war in den 1990er-Jahren schon sehr erfolgreich, als ich noch bei den Juniorinnen antrat. Ehe ich mich versah, nahmen wir an den gleichen Wettkämpfen teil. Sie ist nicht viel älter als ich.

**Wie ist es, wenn man plötzlich gegen die eigenen Vorbilder antritt?**

Das hat mich schon beschäftigt, vor allem weil ich an der Weltmeisterschaft 2003 gegen sie gewann. Wenn man im eigenen



Übergänge hat Simone Niggli-Luder viele erlebt, auch als sie selbst zum Vorbild wurde.

Metier erfolgreich wird, löst man sich langsam von Vorbildern. Dennoch habe ich bis heute welche, einfach auf eine andere Art.

**Inwiefern?**

Das können verschiedene Personen sein, die mich inspirieren. Wenn ich zum Beispiel sehe, dass meine Schwester mit den Kindern etwas gut macht, versuche ich das zu übernehmen. Meine andere Schwester ist sehr geduldig, das wäre ich auch gerne. Ich schaue immer, ob ich etwas besser machen und wie ich mich weiterentwickeln kann.

**Hatten Sie denn in der Schulzeit schon Vorbilder ausserhalb der Sportwelt?**

Ja, vor allem in der Primarschule. Ich erinnere mich noch gut, dass Frau Mühlemann eine schöne Handschrift hatte. Eine andere Lehrerin konnte so wunderbar erzählen. Ich habe ihr da zwar nicht nachgeeifert, aber die Bewunderung war da.

**Wann wurde Ihr Hobby zum Beruf?**

Das war erst gegen Ende meines Biologiestudiums. Dieses schloss ich normal ab und dann geschah fast alles gleichzeitig. In dem Jahr fand die Weltmeisterschaft in der Schweiz statt. Dort war ich sehr erfolgreich

*«Ich erhielt plötzlich Anrufe von Kindern, die einen Vortrag über mich für die Schule schrieben.»*

und holte in vier Disziplinen Gold. Zudem ergaben sich damals erste Gelegenheiten, mit persönlichen Sponsoren etwas aufzubauen. Es war ein guter Moment, mich für eine Richtung zu entscheiden.

**Fiel die Entscheidung zur Sportkarriere leicht?**

Eigentlich schon. Ich wusste, dass ich mit meinem Studium eine gute Ausbildung habe und jederzeit wieder daran anknüpfen kann. Ich wusste zwar noch nicht genau, was ich den ganzen Tag tun soll ausser zu trainieren, aber ich wollte den Schritt in den Spitzensport wagen. Ich ahnte damals noch nicht, dass ich das so lange tun würde.

**Und wie gestalteten Sie schliesslich Ihre Tage als Profi?**

Ich trainierte zweimal täglich. Das musste jeweils vor- und nachbereitet werden. Ausserdem ergaben sich mit den Sponsoren neue Verpflichtungen. Ich musste

*«Es wurden Resultate erwartet – nicht zuletzt auch von mir selbst.»*

Anlässe besuchen und Interviews geben. Ausserdem erstellte ich eine Website, die ich regelmässig bewirtschaftete.

**War Ihnen bewusst, dass Sie nun selbst zum Vorbild wurden?**

Erst als ich darauf angesprochen wurde, dass Kinder nun zu mir aufschauen. Ich erhielt auch plötzlich Anrufe von Kindern, die für die Schule einen Vortrag über mich schrieben. Das hat mich schon überrascht und mir wurde zunehmend meine Vorbildfunktion bewusst.

**Veränderte dies Ihr Verhalten?**

Ich wollte mich deswegen nicht künstlich verändern. Ich dachte mir: Das beste Vorbild bin ich, wenn ich bleibe, wie ich bin.

**Stieg mit dem Erfolg auch der Erwartungsdruck?**

Das liess sich nicht vermeiden. Es wurden Resultate erwartet – nicht zuletzt auch von mir selbst. Meine wachsende Bekanntheit veränderte Dinge. Mir wurde bewusst, dass negatives Verhalten auf mich zurückfallen würde. Zuhause in Münsingen kennen mich fast alle. Schweizerinnen und Schweizer sind aber zum Glück nicht aufdringlich und es ergeben sich durchaus auch lustige Situationen.

**Zum Beispiel?**

Ich musste einmal für ein Fest einkaufen. Der viele Alkohol in meinem Einkaufswagen zog ein paar skeptische Blicke auf sich. Da sah ich mich fast zu einer Erklärung genötigt.

**Als Botschafterin für die Organisation Biovision und das Hilfswerk Right to Play haben Sie schliesslich noch aktiv eine Vorbildrolle eingenommen.**

Ich wollte meine Bekanntheit für sinnvolle Anliegen einsetzen. Voraussetzung war, dass ich voll dahinterstehen kann. Right to Play nutzt Sport und Spiel, um Kinder in Entwicklungsländern zu unterstützen, und als Biologin liegt mir auch die Biodiversität am Herzen.

**Sie trainieren im Moment vor allem Jugendliche. Wie können Sie da als Vorbild beim Übergang ins Erwachsenenalter unterstützen?**

Ich versuche zu zeigen, dass es manchmal zwar einfach aussieht, dahinter aber viel Arbeit steckt. Auch mir fiel damals nicht

*«Die Jugendlichen sollen verstehen, dass auch ich mal mit ähnlichen Problemen am gleichen Punkt stand.»*

immer alles leicht. Man muss lernen, sich selbst zu organisieren und ständig für seinen Erfolg zu arbeiten. Die Jugendlichen sollen verstehen, dass auch ich einmal mit

ähnlichen Problemen am gleichen Punkt im Leben stand.

**Was hilft ihnen denn weiter?**

Es ist wichtig, dass die Jugendlichen den vollständigen Prozess hinter dem Erfolg sehen, der aus vielen kleinen Schritten besteht. Am Anfang muss man vor allem lernen, sich selbst zu organisieren und sich ganz auf die Sache zu konzentrieren. Es braucht Fokus. Wenn man etwas macht, dann aber richtig. Keine halben Sachen.

**Wie geht das, wenn man gleichzeitig Profi und dreifache Mutter ist?**

Es ist nicht einfach, aber man kann es erlernen. Ich musste lernen, mein Leben als Mutter daheim von meiner Arbeit im Training zu trennen. So etwas gelingt nicht immer. Es bleibt ein ständiger Prozess.

**Sie sind 2013 vom Spitzensport zurückgetreten. Wie hat sich das angefühlt?**

Zunächst fühlte sich alles normal an. Ich trat im Herbst 2013 vor der jährlichen Trainingspause zurück. Erst als ich im November nicht wie all die Jahre zuvor

mein Training wieder aufnahm, hatte ich diesen Moment, wo ich mich fragte: «Und jetzt?» Erst da wurde es real.

**War das ein Schock?**

Nicht nur. Nach zehn Jahren im Spitzensport konnte ich nun plötzlich tun,

*«Ich musste lernen, das Leben als Mutter von der Arbeit im Training zu trennen.»*

wonach mir der Sinn stand. Das Training bestimmte nicht mehr mein Leben. So gesehen war der Rücktritt sehr einschneidend. Im Familienalltag mit drei Kindern änderte sich jedoch nichts, da geht das Leben einfach weiter.

**Auch dort sind Sie ein Vorbild.**

Ja, aber ganz anders als im Sport. Die Kinder imitieren, was ich tue. Ich muss mich mehr an der Nase nehmen und bewusst so handeln, wie ich es von ihnen verlange.

**Ihre Kinder sind auch schon mit der Karte im Wald unterwegs. Wie haben Sie**



Simone Niggli-Luder wohnt mit ihrer Familie in Münsingen im Kanton Bern.

**sie für den Orientierungslauf begeistert?**

Das ging erstaunlich leicht. Wie schon meine Eltern nahmen mein Mann und ich die Kinder einfach mit zu den Anlässen im OL-Verein. Sie hatten Freude daran und

*«Wenn ich etwas mache, will ich es gut machen. Das gilt auch für meine Arbeit als Coach.»*

schlossen mit den Gleichaltrigen schnell Freundschaften. Das ist super. Wir wissen aber noch nicht, wie lange und wie intensiv sie den Sport ausüben werden. Hauptsache, sie haben Freude daran.

**Dem Sport bleiben Sie also auch in neuen Rollen und Lebensabschnitten erhalten. Vermissen Sie den Wettkampf auf Spitzenniveau?**

Nicht wirklich. Die Befriedigung ist nun einfach eine andere. Es war damals ein wunderbares Gefühl, wenn man sich ein Jahr lang auf einen Wettkampf vorbereitet hat und dann beim Schlussspurt alles aufgeht. Das fehlt ein wenig.

**Was haben Sie als Spitzensportlerin gelernt, das Ihnen heute auch im Alltag weiterhilft?**

Ich lernte, mich gut zu organisieren, Prioritäten zu setzen und meine Pläne diszipliniert umzusetzen. Da spielte sicher auch meine Persönlichkeit eine Rolle. Wenn ich etwas mache, will ich es gut machen. Das gilt auch jetzt noch bei meiner Arbeit als Coach: Ich will mein Bestes geben.

**Wie gehen Sie allgemein mit Übergängen um, die Ihr Leben in eine neue Richtung lenken?**

Ich finde einen neuen Fokus und orientiere mich daran. Das ist typisch für mich und etwas, das ich auch am Orientierungslauf schätze. Kein Lauf ist wie der andere und man findet immer neue Situationen vor. Darum wurde mir auch als Profi nie langweilig. Der Orientierungslauf war damals noch nicht so professionalisiert, ich musste immer überlegen, was ich noch tun kann.



Die OL-Begeisterung erbte Simone Niggli-Luder von ihren Eltern. Und sie gibt sie weiter: Jetzt suchen ihre eigenen Kinder engagiert Posten im Wald.

**Sie haben mit der Familie ein Jahr in Schweden gelebt, wo Sie Jugendliche trainiert haben. Wie haben Sie letzten Sommer die Rückkehr in den Schweizer Alltag erlebt?**

Die Rückkehr war einfacher als der Entscheidung, ein Jahr nach Schweden zu gehen. Wir wussten, dass uns ein vertrautes Umfeld erwartet, wo wir uns wohlfühlen. Den Kindern fiel die Umstellung beeindruckend leicht. Sie leben ganz im Hier und Jetzt. Bei mir dauerte es etwas länger, bis ich mich wieder an den Alltag hier gewöhnt hatte. ■

**Zur Person**

Simone Niggli-Luder stammt aus Burgdorf (BE) und gilt als beste Orientierungsläuferin aller Zeiten. Sie studierte Biologie an der Universität Bern, wo sie 2003 abschloss. Bereits 2001 gewann sie ihr erstes WM-Gold. In 13 Jahren als internationale Spitzensportlerin gewann sie 23 Weltmeistertitel und insgesamt 47 Goldmedaillen. Im Herbst 2013 bestritt sie ihren letzten internationalen Wettkampf und holte dabei ihren 9. Gesamtweltcup-Titel.

Im Sommer 2020 ging sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern für ein Jahr nach Schweden, wo sie an einem Gymnasium Jugendliche im Orientierungslauf trainierte. Die 44-jährige Schweizerin lebt heute in Münsingen (BE), betreut junge Athletinnen und Athleten und ist in der Organisation von Klubtrainings und Meisterschaften aktiv.

# Vorbilder sind nicht zum Kopieren da

Der Mensch orientiert sich an Vorbildern – ob er will oder nicht. Schon Kleinkinder imitieren Menschen aus ihrem Umfeld, und in der Pubertät zeigen Jugendliche bei der Wahl ihrer Vorbilder einen gesunden Sinn für Realismus.

Einfach gesagt, handelt es sich bei Vorbildern um eine Person oder eine Sache, die als mustergültiges Beispiel dient. Die Synonyme reichen von Archetyp über Beispiel und Schablone bis zu den Abgöttern. Tatsächlich trifft alles davon ein bisschen zu, aber keines wirklich genau, denn der Begriff wird vielseitig verwendet. Als Wissenschaftler bevorzugt der Sozial- und Gesundheitspsychologe Roger Keller den Begriff «Modell» aus der wissenschaftlichen Literatur, der dem umgangssprachlichen Vorbild durchaus entspricht. «Die Forschung zeigt, dass sich Menschen wesentlich an Modellen orientieren und von ihnen lernen», erläutert Keller.

## Nicht jeder wird angelächelt

Ausschlaggebend für die Wahl von Vorbildern – oder eben von Modellen – sind dabei die jeweiligen Bedürfnisse. Evolutionsbiologisch macht das vor allem bei Kleinkindern Sinn. «Am Anfang sind sie noch völlig hilflos und suchen nach Orientierung», sagt Keller. Diese finden sie zunächst bei den unmittelbaren Bezugspersonen, denen sie vertrauen und deren Verhalten sie zu imitieren beginnen. So entwickeln sie erste motorische und sprachliche Fähigkeiten.

Lange hielt sich die Idee, dass Kinder unreflektiert nachahmen, was sie bei anderen sehen. Doch nur weil zum Beispiel jemand ein Kind anlächelt, lächelt dieses nicht automatisch zurück.

Tatsächlich gehen schon kleine Kinder bei der Wahl ihrer Vorbilder selektiv vor. «Bereits vor dem zweiten Lebensjahr urteilen Kinder situationsabhängig», erklärt der Entwicklungspsychologe Moritz Daum,

*«Schon Kleinkinder erkennen unzuverlässiges oder inkompetentes Verhalten.»*

dessen Forschungsschwerpunkt auf der kognitiven Entwicklung im Kindesalter liegt. Werfe man beispielsweise etwas vom Tisch, unterscheiden Kinder zwischen Absicht, Versehen und Humor. «Sie erkennen unzuverlässiges oder inkompetentes Verhalten. Wenn etwas seltsam wirkt, werden sie zögerlich.»

## Das Daheim bleibt dominant

In den ersten Jahren entspricht der familiäre Kreis der ganzen Welt. Kinder beobachten, was vor sich geht, und schliessen daraus, dass die Welt so funktioniert. Erst

durch andere Kontakte erweitert sich ihr Horizont. Der Einfluss der Eltern und der daheim eingespielten Muster bleibt dennoch dominant. «Vieles beim Lernen ist statistisch. Je häufiger etwas wiederholt wird, desto grösser ist der Lerneffekt», so Daum. Eltern müssten sich bewusst sein, dass Kinder das Verhalten von Erwachsenen kritisch reflektieren. «Sie müssen vorleben, was sie selbst fordern. Sonst werden sie unglaubwürdig.»

Mit dem Schulbeginn tritt eine neue Vorbildgruppe in das Leben eines Kindes: die Lehrerinnen und Lehrer. Nicht umsonst warb die Bildungsdirektion des Kantons Bern vor ein paar Jahren mit dem Slogan «Heute den Vorbildern von morgen Vorbild sein» für den Lehrberuf. Dies bestätigt Roger Keller, dessen Forschungsfokus auf dem schulischen Kontext liegt. «Kinder verbringen viel Zeit in der Schule, entsprechend gross ist der Einfluss von Lehrpersonen auf ihre Entwicklung.»

Moritz Daum sieht das ähnlich. Er betont, dass durch die Rolle als Vorbild kein Zwang für Eltern und Lehrpersonen entstehen soll. Es brauche jedoch ein Bewusstsein dafür, dass Kinder Verhalten beobachten und darauf reagieren. «Man muss sich immer wieder fragen, welche Verhaltensweise man Kindern mit auf den Weg geben will.»



Kleinkinder sind bei der Wahl ihrer Vorbilder differenzierter, als lange vermutet wurde. Sie wägen ab, ob jemand vertrauenswürdig ist. Foto: iStock/zoranm

**Leitmotiv Autonomie**

Eine wichtige Rolle auf diesem Weg spielt der Drang nach Selbstständigkeit. Dieser äussert sich schon früh in der berühmten Trotzphase, die wichtig für das kindliche Autonomiebedürfnis ist. «Kinder können jedoch noch nicht abschätzen, wann Platz für Trotz ist und wann nicht», erklärt Daum zum Beispiel die Situation, wenn sich Kinder beim Überqueren der Strasse trotzend zu Boden werfen.

Nicht weniger anstrengend wird es für Eltern und Lehrpersonen bekanntlich in der Pubertät, wenn sich Jugendliche langsam von ihren kindlichen Vorbildern lösen. Dabei gehe es weniger um eine Rebellion aus Prinzip, sondern vielmehr darum, dass sich die Kinder nur noch selektiv an den Eltern orientieren, sagt Roger Keller. «Sie wollen eine eigene Identität finden.» Selbst, ohne bewusst jemandem nachzueifern, orientieren sich Jugendliche dazu an einzelnen Eigenschaften, die sie sich für ihre Entwicklung wünschen.

**Die Rückkehr alter Werte?**

Die Identitätsfindung äussert sich nicht zuletzt in der Jugendkultur. Diese verzeichnet aktuell eine Rückkehr der Heldinnen und Helden, stellt eine Studie über Leitbilder und Ideale fest, die das österreichische

Institut für Jugendkulturforschung im Jahr 2021 bei 11- bis 17-Jährigen durchgeführt hat.

Junge Menschen eifern Werten wie Ehrlichkeit, Charakterstärke, Mut und Ehrgeiz nach, lautete eine weitere Erkenntnis der Studie. Sie setzen ausserdem verstärkt auf Sicherheit. Das klingt zwar wertkonservativ, ist jedoch eher Ausdruck von Realismus. Die heutige Jugend sei nämlich

*«Modelle, die sich für ihre Ziele anstrengen müssen, wirken nachhaltiger.»*

auch sehr hedonistisch und selbstverwirklichungsorientiert, sagt die wissenschaftliche Leiterin des Instituts Beate Grossegger.

**Zwischen Influencern und Realismus**

Popkultur werde zwar beobachtet, als Vorbild bevorzugten Jugendliche aber Menschen aus ihrer näheren Umgebung, führt Grossegger aus. «Influencer und andere Stars werden für ihren Erfolg zwar bewundert, aber die Jugendlichen orientieren sich für ihre eigenen Lebensziele eher an Menschen, die ein vergleichbares Leben führen.»

Jugendliche wollen nicht unbedingt in die Fussstapfen ihrer Vorbilder treten. Vorbilder dienen laut Grossegger eher der Inspiration für den eigenen Weg, vor allem wenn sie ihre Ziele aus eigener Kraft erreicht haben. Darin zeigt sich ein realistischer Pragmatismus der Jugend. «Die Jugendlichen wollen für sich eine solide Zukunft aufbauen und wissen, dass sie dafür arbeiten müssen», hält sie fest. Da wird auch der Einfluss des Bildungssystems deutlich. Selbstbestimmung und Eigenverantwortung werden in der Schule bewusst gefördert, damit sich Jugendliche ihren eigenen Weg bahnen können.

**Wer traut mir etwas zu?**

Die Pubertät ist eine Zeit des Probierens. «Es ist eine interessante Phase, geprägt von Selbstüberschätzung. Man meint, Freude und Schmerz wie sonst niemand auf der Welt zu empfinden», fasst Moritz Daum die Übergangsjahre ins Erwachsenenalter zusammen. «Die Identitätsentwicklung ist dabei ein dynamischer Prozess. Man probiert aus, hinterfragt sich selbst, bis sich die eigene Identität festigt.»

Die Suche nach dem eigenen Weg prägt die Pubertät, doch auch soziale Bedürfnisse wie Wertschätzung und Anerkennung spielen eine wichtige Rolle, betont Sozialpsychologin Keller. In der Schule gestalten die Lehrerinnen und Lehrer das soziale Umfeld der Jugendlichen. Auch sie werden differenzierter betrachtet. Jugendliche beurteilen die Lehrpersonen in ihrer Vorbildrolle unter anderem danach, wie stark sie ihr Bedürfnis nach Kompetenz und Autonomie zufriedenstellen können.

Von Abgöttinnen und Abgöttern sind die Modelle und Vorbilder, an denen sich junge Menschen orientieren, meist weit entfernt. Und längst nicht jedes Vorbild hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck. «Modelle, die sich für das Erreichen ihrer Ziele anstrengen müssen, wirken nachhaltiger», erklärt Roger Keller die Qualitätsunterschiede. Das zeige, dass man aus eigener Anstrengung etwas erreichen kann. «Nur weil ein Vorbild faszinierend ist und Begeisterung weckt, ist es nicht unbedingt nachhaltig beeindruckend.» ■

Patricia Dickson



Jugendliche wissen, dass einem Erfolg nicht ohne Anstrengung in den Schoss fällt. Darum orientieren sie sich an Menschen, die mit ähnlichen Voraussetzungen ihre Ziele erreicht haben. Foto: iStock/SolStock



Cartoon: Marina Lutz

# Berner und Luzerner Schulen setzen auf die Basisstufe

Vom Kindergarten in die Primarschule wechseln – für manche Kinder ist dies mit viel Freude verbunden, für andere ist es jedoch eine echte Herausforderung. In der Basisstufe geschieht dieser Übergang sanft. Die Kantone Bern und Luzern setzen auf dieses Modell.

«Globis Siege und Niederlagen», ein vergilbtes Buch aus dem Jahr 1974 mit abgegriffenen Ecken, mit Klebband notdürftig zusammengeklebt, eine Globus-Bahn namens «Return Train» von 1907, eine antike Taschenuhr und eine Sonnenbrille, die heute niemand mehr tragen würde. Viele alte und uralte Gegenstände liegen

*«Innerhalb des Cycle élémentaire gibt es eigentlich keine Übergänge mehr.»*

inmitten von 40 Kindern. Sie sitzen im Kreis auf Stühlen oder am Boden und schauen auf einen Zeitstrahl am Boden. Die Lehrerin und Heilpädagogin Susanne Neuhaus hat darauf die Zeitachse von 1890 bis heute eingezeichnet. Nun ordnet sie mit den Kindern die Gegenstände in

die Zeitachse ein und diskutiert mit ihnen, wie diese Gegenstände heute aussehen. In fixen, altersgemischten Kleingruppen zeichnen die Kinder danach unter dem Foto eines alten Gegenstandes, wie dieser heute aussieht.

Es ist ein Freitagmorgen im Schulhaus Wiler bei Seedorf, einer Gemeinde im Berner Mittelland, in der die Kinder vom Kindergarten bis zur zweiten Klasse den Cycle élémentaire (vgl. Kasten) besuchen. Die Lektion in «Natur, Mensch, Gesellschaft» (NMG) zur Orientierung in der Zeitachse ist eine von sieben gemeinsamen Lektionen der beiden Stammklassen und findet im Schulzimmer des Kindergartens statt.

## Viele Basisstufen in Bern und Luzern

Im Kanton Bern können die Kinder neben dem herkömmlichen Kindergarten, dem ersten und dem zweiten Schuljahr der

Primarschule in manchen Gemeinden auch eine Basisstufe oder einen Cycle élémentaire besuchen. Gegenwärtig werden in Bern 7,8 Prozent der Klassen als Basisstufe und 1,7 Prozent der Klassen als Cycle élémentaire geführt.

Gut doppelt so gross ist der Anteil im Kanton Luzern: «Bei uns entscheidet jede Schule selbst, welches Modell sie will, denn es ist wichtig, dass sich die Schulen aus pädagogischen Gründen für ein Modell entscheiden und nicht aufgrund struktureller Entscheide auf Kantonsebene. Rund 20 Prozent der Klassen sind im Zyklus 1 als Basisstufe unterwegs», sagt Christian Wyss, Leiter der Abteilung Schulbetrieb 1 in der Dienststelle Volksschulbildung des Kantons Luzern. Bezüglich Übergänge beobachtet er, dass diese sowohl in der Basisstufe als auch im herkömmlichen Modell gut funktionieren.



Wann war was? Lehrerin und Heilpädagogin Susanne Neuhaus ordnet mit den Kindern des Cycle élémentaire Gegenstände der Zeit zu. Fotos: Claudia Bamberger

**Fliessende Übergänge**

Inzwischen ist es grosse Pause im Schulhaus Wiler. «Innerhalb des Cycle élémentaire gibt es eigentlich keine Übergänge mehr», sagt Cycle-Lehrerin Susanne Neuhaus, denn die Übergänge seien fliegend und nicht an ein Schuljahr gebunden. «Die Kinder können unter dem Jahr die Stammklasse wechseln oder einzelne Module in der anderen Stammklasse besuchen», ergänzt sie. Die Übergänge werden mit wiederkehrenden Ritualen, klaren Strukturen, Regeln, Abläufen und Ämtli aufgeweicht. Wichtig sind zudem verlässliche Lehrpersonen, die eine ähnliche pädagogische Grundhaltung einnehmen.

**Sukzessives Durchlaufen der Basisstufe**

Ähnlich ist die Situation in der Basisstufe. Barbara Müller, Basisstufenlehrerin im Schulhaus Wankdorf in Bern und Dozentin des Zyklus 1 der Pädagogischen Hochschule Bern, erklärt, dass in der Basisstufe zwei Schulsysteme miteinander verschmelzen. Es gelte, die Ressourcen der beiden optimal zu nutzen: das freie Spiel im Kindergarten und das Erlernen der Kulturtechniken Lesen, Schreiben und Rechnen in der Schule. Ein grösserer Übergang geschehe erst mit dem Wechsel in die dritte Klasse. Die Kinder kämen damit jedoch meist gut klar, beobachtet Barbara Müller. «Beim Eintritt in die dritte Klasse sind die Kinder bereits älter, was in dieser Lebensphase einen grossen Unterschied macht.»

**Vorteile im sozialen Bereich**

Als sich die Basisstufe schweizweit in der Pilotphase befand, wurden wissenschaftliche Begleitstudien durchgeführt. «Kinder, welche die Basisstufe besuchten, waren im sozialen Bereich weiter», fasst Barbara Müller die Studien zusammen. Ende der vierten Klasse glich sich dieser Vorteil jedoch wieder aus. Müller mutmasst, dass mehrere Kantone das Projekt Basisstufe nach der Pilotphase aufgrund der höheren Kosten wieder begraben hätten und weil die Resultate der Studien zu wenige Vorteile aufzeigten. Aktuelle Untersuchungen zur Basisstufe gebe es keine, bedauert sie. Insbesondere fehlten Folge- und Langzeitstudien. Hingegen seien zahlreiche Erhebungen zum altersdurchmischten



Kinder der Stammklasse erste und zweite Primarschule lesen gerade selbstständig in ihrem Schulzimmer. Andere Schulstunden besuchen sie gemeinsam mit der Kindergartenklasse.

Lernen vorhanden. Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm hat sich in ihrer 2015 erschienenen Publikation «Blickpunkt Kindergarten. Der Übergang ins Schulsystem» intensiv mit Übergängen beschäftigt. Übergänge bezeichnet sie als «einschneidende Ereignisse im Leben jedes Menschen», ganz besonders gelte dies für den Übergang in den Kindergarten als Schritt ins obligatorische Bildungssystem. «Von seinem Gelingen hängt die Bewältigung nachfolgender Übergänge ab», ist sie überzeugt. Der Übergang müsse nicht möglichst problemlos geschehen. «Diskontinuitäten sind nicht schädlich – wenn sie bewältigt werden können.» Dann könnten sie nämlich Entwicklungsanreize darstellen.

**Schiffbruch für die Basisstufe**

Während die Kantone Bern und Luzern in der Basisstufe ein zukunftsträchtiges Modell sehen, wurde die Basisstufe andernorts in Volksabstimmungen abgeschmettert. Auch ohne Basisstufen sind dort Übergänge ein Thema. Im Kanton Zürich sind Projekte am Laufen, die alle Schnittstellen, also nicht nur jene im Zyklus 1, im Fokus haben. Als kleiner



Ein Kopfhörer hilft, konzentriert für sich zu arbeiten.



Ein Schüler macht Übungen am Computer.

Kanton setzt Nidwalden auf die Nähe von Schule und Familien. Allfällige Probleme mit Übergängen können unkompliziert und unbürokratisch vor Ort und den gesetzlichen Vorgaben entsprechend

*«Die meisten Übergänge vom Kindergarten in die Schule verlaufen problemlos, ansonsten wird im Gespräch eine gute Lösung gesucht.»*

gelöst werden. «Die meisten Übergänge vom Kindergarten in die Schule verlaufen problemlos, ansonsten wird im Gespräch eine gute Lösung gesucht», erklärt Patrick Meier, Vorsteher des Amts für Volksschulen und Sport des Kantons Nidwalden.

Im Kanton St. Gallen bereite der Kantonsrat dem Projekt ein Ende. Die Übergänge zu gestalten, sei nach

wie vor ein Thema, sagt Brigitte Wiederkehr, stellvertretende Leiterin des Amts für Volksschule des Kantons St. Gallen. Gerade in den ersten Schuljahren sind die Kinder in ihrer Entwicklung sehr heterogen. Die Organisation der Schule müsse sich an diesen Umstand anpassen, ist Brigitte Wiederkehr überzeugt.

Die Basisstufe oder der Cycle élémentaire sind geeignete Wege, Übergänge im Zyklus 1 sanft zu gestalten. Doch auch im herkömmlichen Modell meistern die Kinder die Übergänge meistens gut. Einmal mehr sind die Lehrpersonen zentral, die sich auf die Entwicklung und die Bedürfnisse des Kindes fokussieren und es unabhängig vom Modell bestmöglich begleiten. ■

**Claudia Baumberger**

### VARIANTEN FÜR DEN ZYKLUS 3

Im Kanton Bern gibt es drei Organisationsformen im Zyklus 1, nämlich die herkömmlichen zwei Kindergartenjahre mit anschliessendem erstem und zweitem Schuljahr der Primarschule, die Basisstufe und den Cycle élémentaire. Die Basisstufe verbindet den Kindergarten und die ersten zwei Jahre der Primarschule. In den Basisstufenklassen werden Kinder im Alter von vier bis acht Jahren gemeinsam unterrichtet. Der Unterricht orientiert sich am Entwicklungs- und Lernstand der Kinder und findet in flexiblen altersgemischten Lerngruppen statt. Im Cycle élémentaire gibt es zwei Stammklassen (erstes/zweites Kindergartenjahr sowie erste/zweite Klasse) mit je einem eigenen Schulzimmer, jedoch werden sieben Lektionen gemeinsam unterrichtet. Die Klassen und Räume sind durchlässig. Sowohl die Basisstufe wie auch den Cycle élémentaire durchlaufen die Kinder in drei bis fünf Jahren. Danach treten sie in die dritte Klasse der Primarschule über.



Susanne Neuhaus unterstützt die Kinder individuell beim Lesen und beantwortet Fragen.

# Drei Wege in den Ruhestand

Text und Fotos:  
Roger Wehrli

**Die Pensionierung ist für alle eine Zäsur. Während die einen sich sogleich auf die neue Freiheit freuen, verabschieden sich die anderen nur langsam und ungern aus ihrem gewohnten Berufsleben. Drei Lehrpersonen geben Einblick in diese Zeit des Übergangs.**



Im Juli 2018, am letzten Tag vor den Sommerferien, wurde Erich Zimmerli in den Ruhestand verabschiedet. Der Primarlehrer verbrachte die letzten sieben Berufsjahre im aargauischen Neuenhof. In seinem letzten Jahr teilte er sich die Stelle als Klassenlehrperson mit einer jungen, eben erst ausgebildeten Lehrerin. Im Gegenzug engagierte sich Zimmerli als Gesangslehrer in Unterstufenklassen. Die Liebe zur Musik teilt er mit seiner Frau, die an derselben Schule als Musikgrundschullehrerin arbeitet.

### Die distanzierte Sicht

Am ersten Schultag nach den Ferien war der soeben pensionierte Zimmerli trotzdem wieder im Schulhaus anzutreffen. Dies war nicht etwa ein der Gewohnheit geschuldeter Irrtum. Zimmerli hatte mit seiner Frau vereinbart, sie für ein paar Wochen zu vertreten, während sie ihr Dienstaltersgeschenk zum Italienischlernen in der Toscana nutzte. Es folgten einige weitere, mehr oder weniger kurze Engagements in der Unter- und Mittelstufe. Diese bereiteten Zimmerli jedoch nicht mehr viel Freude. Seiner Meinung nach hatte dies auch damit zu tun, dass diese Schulklassen Opfer des sogenannten offenen Unterrichts waren.

Für Zimmerli ist dieses Projekt, das damals einige Lehrpersonen verfolgten, ein Etikettenschwindel. «Wenn man es ernst meinen würde mit dem offenen Unterricht, wäre das eine tolle Sache», ist der ehemalige Lehrer überzeugt. Allerdings sei der Aufwand sehr gross, denn nicht nur der Unterricht an sich, sondern auch die ganze Vorbereitung

*«Ich sehe meine Arbeit als Investition in die Zukunft unserer Gesellschaft. Daneben gibt sie natürlich auch meinem Leben einen tieferen Sinn.»*

würde sich ändern, weil Fächer nicht mehr an bestimmte Lektionen gebunden sind. Dafür fehle den Lehrpersonen schlicht die Zeit. Zudem sei in den letzten Jahren die Schule immer technokratischer geworden. «Ich höre meine ehemaligen Berufskolleginnen und -kollegen vermehrt über viel zu viel Arbeit ausserhalb des Unterrichtens klagen.»

### Die grosse Erleichterung

Dass sich in den vergangenen Jahren im Schulalltag vieles verändert hat, kann Gaby Willi bestätigen. Die 66-jährige Lehrerin wurde im vergangenen Sommer pensioniert. In ihrem letzten Jahr an der Schule teilte sie sich das Pensum mit einer jüngeren Kollegin auf, die auch die Klassenver-

antwortung übernahm. Darüber war Willi sehr erleichtert, zumal es sich um eine eher schwierige Klasse handelte. «Ich war wegen ganz vieler Dinge glücklich, als es vorbei war und ich den Lehrberuf an den Nagel hängen konnte», erinnert sie sich. Sie nennt Gründe: den Lehrplan, die Digitalisierung des Schulzimmers und der Kommunikation, all die Sitzungen. Zu guter Letzt sei auch noch Corona dazugekommen und die Schulen hätten vorübergehend ihre Tore geschlossen. «All das half mir, mit Freude von der Schule Abschied zu nehmen.»

Damit kein Missverständnis entsteht: Gaby Willi liebte ihren Beruf. Vor ihrer Anstellung in Neuenhof unterrichtete sie an einer kleinen Schule am Zürichberg und an weiteren Schulen in der Stadt. Der Wechsel in den Aargau hatte einerseits damit zu tun, dass sie 2010 das Haus ihrer verstorbenen Eltern im nahen Brugg übernahm. Andererseits dachte sie, dass es spannend wäre, an einer so grossen Schule mit vielen parallel geführten Klassen zu arbeiten. Bald merkte Willi jedoch, dass grosse Schulhäuser nicht ihr Ding sind. «Mir fehlte die Spontaneität, wie ich sie zuvor erlebt hatte», bedauert sie. «Hier brauchte es einen Haufen Regeln, um den Schulbetrieb am Laufen halten zu können.»

### Der sanfte Übergang

Selbst mit 69 Jahren nicht ans Aufhören denkt hingegen Margrit Gilli. Allerdings reduziert sie nach diesen Sommerferien aus privaten Gründen ihr Pensum und wird ab dann nur noch als Klassenassistentin arbeiten. Ihr Wirkungsfeld ist der Kindergarten Scherzgrueb in Uitikon im Kanton Zürich, wo die rüstige Lehrerin je zwei Stunden Deutsch und Integrierte Förderung pro Woche für die ganze Klasse gibt. Die älteren Kinder sind dann vier weitere Lektionen bei ihr.

Den idyllisch am Waldrand gelegenen Kindergarten könnte man schon fast als Familienbetrieb bezeichnen. Bei der klassenverantwortlichen Kindergartenlehrerin, Giovanna Gilli-Rudin, handelt es sich um die Tochter von Margrit Gilli. Giovannas Sohn Felix besucht den Kindergarten bei seiner Mutter und seiner Grossmutter. Dies hat Tradition in der Familie: Margrit Gilli erinnert sich noch gut an die Zeit, als sie Kindergartenlehrerin in Zürich-Altstetten war und die damals kleine Giovanna zu ihr in den Kindergarten kam.

### Die schwere Krankheit

Ihre Liebe zum Beruf entdeckte Margrit Gilli in Chur, wo sie als Sekretärin der Stadtschule arbeitete. Nach einem viermonatigen Sozialpraktikum in den USA machte sie in den Siebzigerjahren die Ausbildung am Kindergarten- und Hortnerinnen-Seminar Riesbach. Seither widmete sich Gilli



Der pensionierte Primarlehrer Erich Zimmerli unterstützt für das Projekt «Netzwerk Asyl Aargau» junge Asylsuchende wie Zerimariam aus Eritrea.

mit viel Freude und Energie dem Lehrberuf. «Ich habe immer hundert Prozent gearbeitet, bis ich mit 62 Jahren an einer schweren Neuroborreliose erkrankte.» Das bremste die ehemalige Langstreckenläuferin komplett aus. Ans Arbeiten war fortan nicht mehr zu denken. Da nach der späten Diagnose eine Antibiotika-Behandlung keine Option mehr war, half nur noch die Fiebertherapie eines Spezialisten. Nach zehn strapaziösen Sitzungen waren die Bakterien tot und Gilli war wieder gesund. «Als es vorbei war und ich mich einigermaßen erholt hatte, gab ich in einer ersten Klasse einem Kind Deutschunterricht», blickt sie zurück. «Das war mein Wiedereinstieg in die Berufswelt.»

Seit nunmehr drei Jahren arbeitet Gilli mit ihrer Tochter zusammen. Beide sind der Meinung, dass sie sich perfekt ergänzen. «Giovanna macht alles, was ich nicht mag, zum Beispiel den ganzen Computerkram», erzählt Margrit Gilli mit einem Schmunzeln. Sie selber arbeitet lieber mit den Händen, ganz nach dem Montessori-Credo «Greifen gleich Begreifen». Mit Vorliebe recycelt Gilli alte Stoffe: Aus gebrauchten Textilien werden originelle neue Kleidungsstücke.

Es ist ihr ein grosses Anliegen, jungen Generationen Alternativen zur Wegwerfkultur aufzuzeigen. «Ich sehe meine Arbeit als eine Investition in die Zukunft unserer Gesellschaft», sagt sie. «Daneben gibt sie natürlich auch meinem Leben einen tieferen Sinn.»

### Die latente Überforderung

Margrit Gilli ist stets kritische Beobachterin geblieben. So sieht sie manche Entwicklungen der letzten Jahre mit einiger Skepsis, zum Beispiel dass die Kindergartenkinder heute wesentlich früher eingeschult werden. Gleichzeitig hat sich die Präsenzzeit im Kindergarten deutlich verlängert. Überdies werden etliche Kinder auch von klein auf fremdbetreut. Nachdem sie einen Grossteil des Tages im Kindergarten verbracht haben, gehen sie nicht nach Hause, sondern in den Hort. «Das ist für viele Kinder eine Überforderung», ist Gilli überzeugt. «Die Eltern sind ebenfalls überfordert mit ihrer Doppelaufgabe aus Familie und Beruf. Das hat zur Folge, dass sie die Erziehung ihrer Kinder an die Schule delegieren.»

Die Überforderung wird also aus Gillis Sicht quasi weitergereicht. Die Pädagogin bedauert daher, dass trotz der jüngeren Kinder und multikultureller gewordenen Schulklassen die Kleinklassen abgeschafft und die schulischen Anforderungen erhöht worden sind. Dessen ungeachtet liebt Gilli ihren Beruf genauso wie früher. Sie ist der Meinung, dass der Übergang vom Erwerbsleben zum Pensionierten-Dasein sanft und individuell geschehen sollte.

### Der bewegte Ruhestand

Für Gaby Willi hingegen war dieser Übergang kurz und schmerzlos. Ihre vielen unterschiedlichen Interessen sorgen dafür, dass ihr nie langweilig wird. Da ihr Lebenspartner noch einige Zeit arbeiten dürfte, ist es der Rentnerin wichtig, ein abwechslungsreiches und aktives Leben zu führen. Montags fährt Willi mit dem Postauto auf den nahen Bözberg, wo sie mit Kolleginnen und Kollegen in einem Kurs Volkstänze übt. Jeweils am Mittwoch geht sie mit der aus fünf bis sieben Personen bestehenden Wandergruppe auf eine Tour, meistens in der näheren Umgebung.

Das liebevoll restaurierte Häuschen von Gaby Willi steht in einem grossen Garten, wo es immer etwas zu tun gibt. Wenn sie sich nicht bewegt, hört sie gerne Radio oder liest, macht Handarbeiten und malt. Die Schule vermisst sie an keinem Tag. Aber die Kontakte lässt die ehemalige Lehrerin dann doch nicht abreißen. «Ich liebe die Buschtrommel aus dem Schulhaus», sagt Willi mit einem verschmitzten Lächeln. «Aber ich würde nicht mehr dort arbeiten wollen.» Sie hält kurz inne und fügt an: «Zurzeit jedenfalls.»

### Die wertvolle Unterstützung

Erich Zimmerli kann dagegen das Unterrichten nicht ganz lassen: Er hilft jungen Asylsuchenden. Im Hinterzimmer eines Hauses unweit der lärmigsten Kreuzung von Baden erwartet er samstags seine Klientel. Dort hat sich der Verein «Netzwerk Asyl Aargau» eingemietet. Die jungen Leute

*«Ich liebe die Buschtrommel aus dem Schulhaus. Aber ich würde nicht mehr dort arbeiten wollen.»*

absolvieren in den meisten Fällen eine zweijährige Grundbildung mit eidgenössischem Berufsattest. Pünktlich um halb elf erscheint Zerimariam. Der junge Mann floh vor ungefähr sechs Jahren aus Eritrea und macht nun eine Schreinerlehre. Seine Aufgabe besteht darin, Arbeitsgänge zu protokollieren. Von Erich Zimmerli bekommt er die nötige Unterstützung, um dies in korrektem Deutsch zu tun.



Gaby Willi genießt ihren Ruhestand, indem sie sich unter anderem hingebungsvoll um den Garten rund um ihr Häuschen kümmert.

Zerimariam steht kurz vor dem Abschluss. Demnächst soll er erfahren, ob er danach im Lehrbetrieb weiterarbeiten kann. «Weil wir das nicht wissen, haben wir bereits an seinem Lebenslauf und am Bewerbungsschreiben gearbeitet», erläutert Zimmerli. «Wir unterstützen die Lehrlinge in allen Aufgaben, mit denen sie zu uns kommen.» Die Arbeit mit den jungen Asylsuchenden macht dem Pensionär sichtlich Spass. Als Zimmerli im letzten Herbst zufällig eine Bekannte auf der Strasse traf, fragte ihn diese, ob er beim Netzwerk Asyl Aargau mitwirken wolle. Seither kümmert er sich um die schulischen Belange der Lehrlinge. Die Arbeit ist für ihn auch deshalb so befriedigend, weil die jungen Leute, die zu ihm kommen, hochmotiviert sind – unabhängig davon, ob sie von Afrika, Afghanistan oder anderswo gekommen sind. Zimmerli ist überzeugt: Wer den beschwerlichen Weg bis hierher geschafft hat, weiss, was er oder sie vom Leben will.

### Der beste Beruf

Und wie steht es mit Zimmerli selbst, der beinahe sein Leben lang Lehrer war? Würde er denselben Beruf wieder wählen? «Ich sehe mich in so vielen anderen Berufen», sagt er. Sogleich zählt er einige auf: Schauspieler, Sänger, Theologe oder Historiker, ja, auch Buchhändler käme in Frage. Seine Wahl würde aber wieder auf den Lehrberuf fallen. Denn in diesem sieht er alle genannten Berufe vereint. ■

# Gedanken zu meiner Pensionierung

**Bruno Rupp ist seit dem Sommer 2021 Rentner. Das ehemalige Mitglied der Geschäftsleitung LCH empfiehlt, sich frühzeitig mit der Pensionierung zu befassen. Er war selber froh darum: Sein letztes Jahr als Schulleiter endete turbulent.**

So wie mir geht es derzeit vielen Lehrerinnen und Lehrern: Sie stehen kurz vor oder kurz nach ihrer Pensionierung. Die Pensionierung ist ein sehr bedeutsamer Übergang in eine neue Lebensphase. Damit dieser Prozess gelingt, braucht es eine gute Vorbereitung und genügend Zeit. Es gibt keine allgemein gültigen Antworten, die eine Garantie für einen erfolgreichen und befriedigenden neuen Lebensabschnitt abgeben.

Als optimale Voraussetzungen durfte ich auf gute Gesundheit, ein erfülltes Berufsleben und flexible Gestaltungsmöglichkeiten im Pensionierungsprozess zurückgreifen. All dies half mir in meinem letzten Jahr als Schulleiter, das durch die Coronapandemie und einen medizinischen Eingriff unerwartet turbulent verlief.

Zum Glück hatte ich mich zudem bereits vorher mit dem absehbaren Schritt beziehungsweise mit folgenden Fragen beschäftigt:

- Welche Form der Pensionierung passt für mich, in Etappen oder zu einem bestimmten Zeitpunkt, quasi «von hundert auf null»? Ich habe mich für einen mehrere Jahre dauernden, schrittweisen Übergang entschieden. Das ermöglicht es, das Berufsleben teilweise zu verlassen und sich schon mal im neuen Leben umzuschauen und zu organisieren.



Bruno Rupp, ehemaliges Mitglied der Geschäftsleitung LCH. Foto: Marc Renaud

- Welche finanziellen Bedürfnisse und Möglichkeiten habe ich für den Übergang und für die Zeit danach? Eine frühe und professionell begleitete Finanzplanung im Verlauf des Berufslebens ist sehr hilfreich. Sie kann für einen hohen Lebensstandard und für Sicherheit im Alter von grosser Bedeutung sein.
- Welche Werte, Erfahrungen, Gewohnheiten, Erfüllungen, Selbstverständlichkeiten und Annehmlichkeiten habe ich mir erarbeitet und standen mir zur Verfügung?
- Welche Verpflichtungen, Termine, Aufträge, Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben meine Tagesabläufe bestimmt?
- Worauf werde ich verzichten müssen? Was kann und will ich mitnehmen und allenfalls weiterpflegen?

Der Schritt in den Ruhestand ist auch ein Abschied. Vieles muss man zurücklassen, auch wertvolle und bereichernde Kontakte zu interessanten und spannenden Menschen. Das kann schmerzhaft sein. Es bleiben aber zahllose Erlebnisse als erfüllende und schöne Lebenserfahrungen erhalten.

Es ist gut für die Schule, wenn etliche meiner Kolleginnen und Kollegen aushelfen, den gegenwärtigen Mangel an Lehrpersonen auszugleichen. Doch auch sie sollten sich die Zeit nehmen (dürfen), ihren nächsten Lebensabschnitt vorzubereiten und sich mit einer Erkenntnis vertraut zu machen. «Ich muss» kann ich bald zu einem grossen Teil durch «ich will, ich kann, ich darf» ersetzen.

Ich freue mich darauf, die Sinnhaftigkeit der neuen Lebenssituation zu suchen und zu gestalten, Neues zu entdecken, Unbekanntes zu erforschen, mir selber neue Ziele zu setzen – oder auch einfach die zur Verfügung stehende Zeit zu nutzen und zu geniessen. Das wünsche ich auch allen anderen, die diesen Schritt vor sich oder gerade hinter sich haben. ■

Bruno Rupp

## UNTERSTÜTZUNG BEI DER PENSIONIERUNG

Wer sich auf die Pensionierung vorbereiten will, kann in vielen Fällen auf die Unterstützung der Kantonalverbände zählen. Bildung Bern veranstaltet beispielsweise einmal pro Jahr den Kurs «Erfolgreicher Einstieg in die Pensionierung». Dieser ist allerdings für das Jahr 2022 bereits ausgebucht. Mitglieder können sich bei ihren Verbänden erkundigen, ob es ebenfalls solche Angebote gibt.



Cartoon: Marina Lutz

# Die Herkunft prägt die Berufswahl – und damit die Zukunft

Vermeintlich wählen Jugendliche ihren Traumberuf. Oft ist das ein Trugschluss. Denn neben den Leistungen bestimmen Herkunft und kantonale Schulstrukturen ihre Optionen wesentlich mit. Das hat Auswirkungen auf die ganze Bildungskarriere.

Jugendlichen stehen nach der Schulzeit verschiedene Möglichkeiten offen. Von allen Oberstufenschülerinnen und -schülern, die 2016 ihre obligatorische Schulzeit beendet hatten, waren ein Jahr später 47 Prozent in einer beruflichen Grundbildung, 31 Prozent besuchten eine allgemeinbildende Schule, 17 Prozent befanden sich in verschiedenen Zwischenlösungen und 5 Prozent verfolgten keinerlei formelle Bildungsaktivität. Dies zeigen die Daten der wissenschaftlichen Längsschnittstudie «Tree2». Sie begleitet Abgängerinnen und Abgänger der obligatorischen Schule aus der ganzen Schweiz auf ihrem Weg durch die nachobligatorische Ausbildung sowie bei ihrem Übergang ins Berufs- und Erwachsenenleben.

## Soziale Herkunft entscheidet mit

Thomas Meyer und Stefan Sacchi arbeiten am Institut für Soziologie der Universität Bern, das für die Tree2-Studie verantwortlich ist. In einem 2020 publizierten Artikel untersuchten die zwei Forscher, welche Faktoren beim Auswahl- und Ausleseprozess in die berufliche Grundbildung wirken. Dabei haben sie herausgefunden, dass Faktoren wie Leistung, Motivation und Aspiration nicht unbedingt die Berufswahl bestimmen. Entscheidender als Noten oder ehrgeizige berufliche Ziele sind vielmehr Faktoren der sozialen Herkunft, wie zum Beispiel der elterliche Bildungsstand, der sozioökonomische

Status oder die Unterstützung aus dem Elternhaus. Nicht zuletzt prägten vor allem das besuchte Leistungsniveau sowie die kantonale Verteilung der Schülerinnen und Schüler auf die unterschiedlichen Niveaus die Berufswahl.

## Kantonale Unterschiede

Der Aufteilung der Lernenden auf Schultypen mit unterschiedlichen Anforderungsniveaus kommt gemäss den Autoren

*«Um das Begabungspotenzial auszuschöpfen, sollte die Selektion auf Sekundarstufe I abgeschafft werden.»*

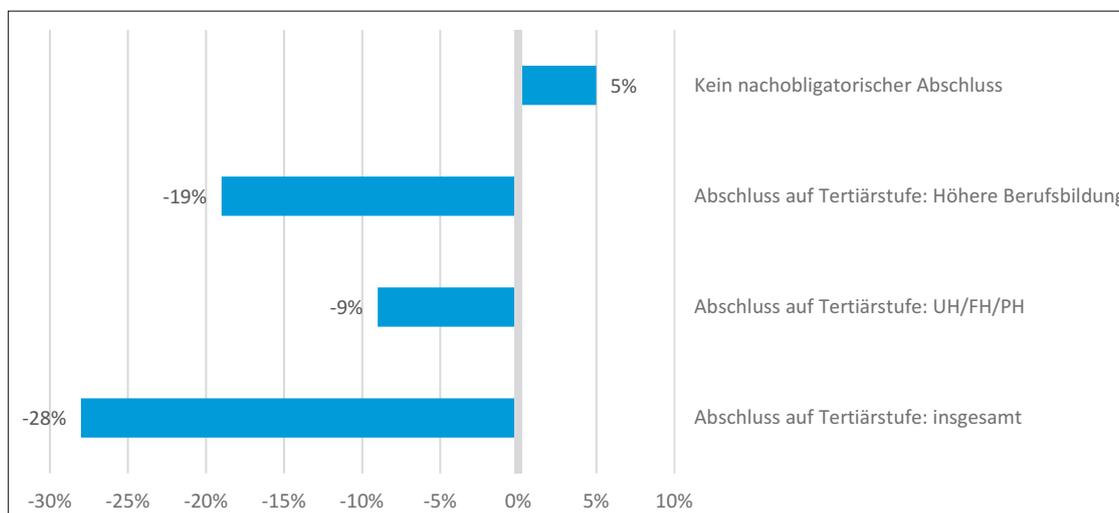
sogar eine «herausragende Bedeutung» zu. Einerseits setzt diese ein Signal an die Lehrbetriebe und andererseits befeuert sie einen Verdrängungswettbewerb im Lehrstellenmarkt. In diesem Wettbewerb werden laut den Studienautoren Lehrstellen tendenziell zuerst mit Schülerinnen und Schülern aus den höheren Leistungsniveaus, den sogenannten erweiterten Anforderungszügen, «aufgefüllt». So kämen die Lernenden aus Grundanforderungen, also den tieferen Leistungsniveaus, umso später an die Reihe, je mehr Lernende aus erweiterten Anforderungen es in einem Kanton gibt. «Entsprechend haben Schülerinnen und Schüler aus Grundanforderungszügen

tendenziell in denjenigen Kantonen die besseren Karten, in denen der Anteil Lernende in diesen Zügen hoch ist», so Meyer.

## Mehr Lektionen erhöhen Chancen

Meyer und Sacchi zeigten in ihrer Untersuchung zudem auf, warum die Wahl der Erstausbildung für Jugendliche derart wichtig ist: Mit dem Übertritt in eine Berufslehre mit geringem schulischem Anteil verminderten sich die Chancen markant, später einen Abschluss auf Tertiärstufe zu erlangen, also eine höhere Berufsbildung oder eine Hochschule zu absolvieren. Auch sank die Wahrscheinlichkeit, Arbeitsmarkterfolge zu erlangen, beispielsweise durch Berufe mit höherem Einkommen oder höherem Status. Diejenigen Jugendlichen, denen ein Übertritt in eine Lehre mit hohem schulischem Anteil gelingt, haben darum eine bessere Ausgangslage für eine erfolgreiche Berufskarriere. Bei Lernenden aus Lehren mit geringem schulischem Anteil ist laut Meyer und Sacchi der Allgemeinbildungsrucksack nach Lehrabschluss derart dürftig, dass sie später die Anforderungen einer Ausbildung auf Tertiärstufe nur in Ausnahmefällen meistern können. Dies gilt auch für die höhere Berufsbildung.

Das Fazit der Autoren: Im schweizerischen Berufsbildungssystem bleibt aufgrund von Selektions- und Verdrängungsmechanismen ein beachtliches Begabungspotenzial unausgeschöpft. Was wäre zu tun? «Selektion auf Sekundarstufe I



**Lesebeispiel:**  
Im Vergleich zu Lernenden mit mehr Berufsschullektionen über die Lehrzeit (über 1380 Lektionen) haben solche mit weniger Lektionen unter sonst gleichen Bedingungen eine um 19 Prozent verringerte Wahrscheinlichkeit, im Alter von 30 Jahren eine höhere Berufsbildung abgeschlossen zu haben.

Quelle: Meyer und Sacchi 2020

abschaffen», sagt Thomas Meyer klar, «oder zumindest für eine höhere oder bessere Durchlässigkeit sorgen.» Durch Anpassungen wie eine erleichterte Aufstufung könnten leistungsstarke und begabte Schülerinnen und Schüler aus den tieferen Leistungsniveaus ihr Lern- und Leistungspotenzial besser verwirklichen und ausschöpfen.

#### Motivation ist wichtig

Auch Markus Neuenschwander forscht seit längerem zur Berufswahl von Jugendlichen. Der Psychologe ist Leiter des Zentrums Lernen und Sozialisation am Institut für Forschung und Entwicklung der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz. Wie Meyer und Sacchi ist er der Ansicht, dass strukturelle Merkmale bei der Vergabe von Lehrstellen eine zentrale Rolle spielen: «Jugendliche aus Schulniveaus mit höheren Anforderungen haben bei gleichen Leistungen bessere Chancen auf einen Direktübertritt in eine qualifizierte Ausbildung beziehungsweise in eine Ausbildung mit höherem sozialem

*«In einer Gesamtschule ist die Chancengleichheit eher realisiert.»*

Status», so Neuenschwander. Des Weiteren bestätigen ihm auch seine Daten aus der Studie «Wirkungen der Selektion» (WiSel), welche die FHNW zusammen mit der Universität Konstanz durchführt, dass die Chance auf eine Lehrstelle «erstaunlich wenig von den schulischen Leistungen» abhängt.

Für Neuenschwander ist aber im Gegensatz zu Meyer und Sacchi die Leistungsmotivation der Jugendlichen wiederum ein entscheidender Erfolgsfaktor, auch nach Kontrolle des Schulniveaus. «Dies bedeutet, dass die Aspirationen der Jugendlichen doch wesentlich ihre Chancen auf dem Lehrstellenmarkt beeinflussen», so Neuenschwander weiter. Strukturelle Merkmale wie die Leistungsniveaus sowie die Angebotsstruktur der beruflichen Grundbildung würden zwar die Übergangsprozesse durchaus steuern. Doch die Wahl zwischen den verschiedenen Ausbildungsoptionen der



Bereits die Wahl des Lehrberufs beeinflusst die Wahrscheinlichkeit, dass sich eine Person später auf der Tertiärstufe weiterbildet. Foto: iStock/gorodenkoff

Sekundarstufe II werde trotzdem durch individuelle Merkmale und die soziale Unterstützung durch Bezugspersonen wesentlich bestimmt.

Ähnlich wie Meyer plädiert auch Neuenschwander für eine integrierte Schulung, wie sie zum Beispiel im Kanton Tessin und in den meisten europäischen Ländern praktiziert wird. In diesem Modell werden Stammklassen ohne Selektion geführt. Schülerinnen und Schüler mit unterschiedlichem Leistungsniveau besuchen dieselbe Klasse, wobei einzelne Fächer in Niveaugruppen unterrichtet werden. Neuenschwander streicht die Vorteile einer Gesamtschule hervor: «Dort ist die Chancengleichheit eher realisiert, der Wissenszuwachs der gesamten Schülerschaft ist in der Gesamtschule am grössten und die ungünstigen Effekte des Schulniveaus im Lehrstellenmarkt lösen sich auf.» ■

Marcel Hegetschweiler

#### ANSCHLÜSSE NACH DER OBLIGATORISCHEN SCHULE

Jugendlichen stehen nach der Oberstufe verschiedene Angebote offen: gymnasiale Maturitätsschulen und Fachmittelschulen, berufliche Grundbildung EBA oder EFZ (Letzteres mit oder ohne Berufsmaturität), Motivationssemester (Beschäftigungsmassnahmen mit Schulungsteil), privat finanzierte Zwischenlösungen wie ein Austauschjahr, Beschäftigungs- und Integrationsmassnahmen sowie kantonale Brückenangebote. Letztere sind von den Kantonen finanzierte oder subventionierte einjährige Bildungsangebote mit oder ohne Praxisanteil, die auf den Übertritt in eine Berufsausbildung EFZ oder EBA oder auf allgemeinbildende Schulen vorbereiten.

# «Wir machen die Selektion nicht besonders gut»

Interview: Deborah  
Conversano

Fotos:  
Philipp Baer

Die Zeit zwischen vier und zwölf Jahren – eine langweilige Phase? Mitnichten, sagt Oskar Jenni. Im Interview spricht der Kinderarzt über falsche Erwartungen der Erwachsenen und was Lehrerinnen und Lehrer zu Schlüsselpersonen macht.



### **BILDUNG SCHWEIZ: Kleinkinder und Jugendliche verändern sich rasch. Und dazwischen ist es ruhig?**

**OSKAR JENNI:** Nein, überhaupt nicht. Tatsächlich ist zu Beginn des Lebens die Entwicklung der Kinder unglaublich dynamisch. Innerhalb weniger Monate und Jahre lernen sie laufen und sprechen. Riesige Entwicklungsschritte machen Mädchen und Jungen dann auch in der Pubertät. Darum entsteht der Eindruck, in der Zeit dazwischen passiere kaum etwas. Aber das täuscht: Schulkinder vollziehen vor allem in der sozialen und kognitiven Entwicklung grosse Fortschritte!

#### **Können Sie Beispiele nennen?**

Im sozialen Bereich kann sich ein Kind immer differenzierter in andere Personen hineinversetzen und lernt, deren Perspektive zu verstehen. Es erkennt zum Beispiel mit sechs Jahren, ob jemand etwas böswillig gemacht hat oder ob es nur ein Missgeschick war, und mit zehn Jahren kann es Ironie erkennen. Auch das Selbstkonzept, also die Vorstellung über sich selbst, wird zunehmend realitätsnaher. Kinder denken



Oskar Jenni erlebte Übergänge in seiner Schulzeit als unproblematisch.

zum Teil bis ins Kindergartenalter hinein, dass sie so sind, wie sie sich selbst beschreiben. Diese überaus positive Vorstellung wird in der mittleren Kindheit, also im Alter zwischen vier und zwölf, korrigiert, beispielsweise durch Vergleiche mit anderen. Einen wichtigen Beitrag leisten auch die Lehrpersonen mit ihren individuellen Rückmeldungen zu den Leistungen eines Kindes. Sie helfen ihm damit, zu erkennen, wo seine Stärken und Schwächen liegen. Dazu gehört auch, zu akzeptieren, dass man nicht in jedem Bereich gut sein kann.

#### **Was passiert im kognitiven Bereich?**

Bei jungen Kindern ist das Denken noch sehr an die Wahrnehmung gebunden: Was sie sehen, bestimmt, was sie denken. Im Verlauf der Primarschulzeit lernt das Kind aber, seine Wahrnehmung durch logische Einsichten einzuordnen und korrekte

*«Erwachsene überschätzen gelegentlich die Fähigkeit von Kindern zur Organisation und Handlungsplanung.»*

Schlussfolgerungen zu ziehen. Was wir Erwachsenen in diesem Alter gelegentlich überschätzen, sind die Fähigkeiten der Kinder zur Planung und Organisation von Handlungen. Diese entwickeln sich im präfrontalen Kortex, einem bestimmten Areal im Gehirn, vergleichsweise spät – meist erst im Verlauf der Adoleszenz.

#### **Sollten wir eher Teilschritte als ein grosses Ganzes vorgeben?**

Ja, genau. Es ist in diesem Alter zu früh, eigenständiges Lernen zu verlangen, weil dies ein hohes Mass an kognitiver Flexibilität und eine gute Impulskontrolle verlangt. Kinder brauchen in dieser Zeit noch viel Führung und einen Rahmen.

#### **Gibt es Möglichkeiten, Kinder dabei zu unterstützen, das Planen zu lernen?**

Die Hirnentwicklung kann man nicht beschleunigen. Was man hingegen beeinflussen kann, sind die sogenannten metakognitiven Funktionen, also das Verständnis des Kindes über das eigene Denken: «Ich weiss, dass ich es weiss oder nicht weiss.»

So erkennt ein Kind beispielsweise, dass es trotz mehrfachen Lesens einen Text noch nicht verstanden hat, oder es bemerkt, dass es eine Liste von Wörtern bereits nach einem Durchgang verinnerlicht hat. Zahlreiche Studien belegen, dass Lehrpersonen

*«Es ist eine ganz wichtige Leistung der Schule, dass sie Kindern ermöglicht, einen Gemeinsinn zu entwickeln.»*

die Entwicklung dieser Kompetenzen fördern können. Je häufiger sie Lerninstruktionen geben, desto mehr setzen die Kinder erlernte Strategien auch ein. Das wirkt sich positiv auf ihre Lernfortschritte aus.

#### **Mit vier Jahren treten Kinder in die Schule ein. Was ändert sich dadurch für sie?**

Sie kommen vom kleinen, behüteten Setting in die Schule, wo sie mit einer zufällig zusammengewürfelten Gruppe von Kindern und Erwachsenen eine Gemeinschaft bilden müssen. Sie lernen die Bedeutung von Regeln und Ritualen kennen, die es für das Zusammensein in einer Gruppe braucht. Es ist eine ganz wichtige Leistung der Schule, dass sie Kindern ermöglicht, einen Gemeinsinn zu entwickeln. Selbstverständlich sollen Kinder auch Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen erlernen. Aber die Heranführung an die vielfältige Gemeinschaft ist ebenso wichtig, denn das kann eine einzelne Familie nicht leisten.

#### **Sie haben Rückmeldungen der Lehrpersonen erwähnt. Negative Noten, besonders in der frühen Schullaufbahn, können die Motivation rasch trüben. Wie kann man das auffangen?**

Rückmeldungen sind wie gesagt wichtig für das Kind. Dabei ist entscheidend, welche Bezugsnormen die Lehrpersonen verwenden. Für das Selbstkonzept und das Selbstwertgefühl eines Kindes ist es förderlich, wenn der individuelle Entwicklungs- und Lernstand berücksichtigt wird. Studien zeigen, dass dies dem Vergleich der kindlichen Leistung mit der Gruppennorm oder den festgelegten Lernzielen vorzuziehen

ist. Viele Lehrpersonen bemühen sich sehr um ein individuelles Feedback an die Kinder und betonen auch deren Stärken. Ich erlebe das in meiner Tätigkeit als Entwicklungspädiater jede Woche, wenn ich Kinder mit Entwicklungsschwierigkeiten vor Ort in einem Klassenzimmer beobachte.

**Sie plädieren in Ihrem neuen Buch dafür, die Entwicklung des einzelnen Kindes zu berücksichtigen. Ist das in einer Klasse mit 20 und mehr Kindern nicht eine Herkulesaufgabe?**

Diese Aufgabe kann meiner Erfahrung nach durchaus gut gelingen, wenn eine Lehrperson auf ein profundes Wissen über die kindliche Entwicklung und auf Kenntnisse einer altersgerechten Kommunikation zurückgreifen kann. Viele Lehrpersonen meistern das recht gut, denn sie kennen ihre Schülerinnen und Schüler und wissen, wo diese in ihrer Entwicklung stehen.

**Wie haben Sie selbst in Ihrer Schulzeit Übergänge erlebt?**

Bei mir verliefen die Übergänge unproblematisch. Meine Eltern haben mich liebevoll

und verlässlich begleitet, sie waren stets für mich verfügbar, wenn ich Sorgen hatte. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Mama

*«Viele Lehrpersonen bemühen sich sehr um ein individuelles Feedback an die Kinder und betonen auch deren Stärken.»*

am ersten Schultag hinter meiner Bank sass. Es ist wichtig, dass man als Eltern bei diesen grossen Momenten dabei sein kann. Es ist übrigens auch in der Oberstufe wichtig, dass man für die Jugendlichen da ist. Denn auch sie brauchen noch Gelegenheiten für Gespräche und den Rückhalt bei vertrauten Erwachsenen.

**Wie verliefen die Übergänge bei Ihren vier Kindern?**

Drei meiner Söhne sind schon erwachsen, der jüngste ist 15 Jahre alt. Auch bei ihnen habe ich die Übergänge relativ unproblematisch erlebt. Ich glaube, die grosse Mehrheit der Kinder meistert die

Entwicklung von der frühen Kindheit ins Erwachsenenalter recht problemlos. Die wissenschaftliche Literatur bestätigt diesen Eindruck: Bei weniger als zehn Prozent zeigen sich bei den Übergängen schwerwiegende Probleme. Es ist erstaunlich, wie widerstandsfähig die meisten Kinder sind.

**Was geben Sie Eltern mit auf den Weg?**

Das Leben ist komplex, bisweilen auch widersprüchlich. Kinder brauchen daher verlässliche, verfügbare und vertraute Bezugspersonen, um in die Welt hineinzuwachsen zu können. Wir dürfen unseren elterlichen Einfluss zugleich nicht überschätzen, da dieser im Verlauf der mittleren Kindheit stark abnimmt. Zunehmend werden Peers, Erwachsene ausserhalb der Familie und Hobbys wichtig. Ich plädiere für eine gewisse Gelassenheit, weil die Mehrheit der Kinder ihren eigenen Weg finden wird.

**Welchen Einfluss haben Lehrpersonen?**

Viele Studien zeigen, dass Lehrpersonen in der mittleren Kindheit die eigentlichen Schlüsselpersonen für Kinder sind. Als



Der Entwicklungspädiater betont die Wichtigkeit der Eltern bei Übergängen. Nicht nur Jüngere sind froh um die Unterstützung, auch Teenager benötigen sie.

Bezugspersonen haben sie einen immensen Einfluss auf den Schulerfolg, aber auch auf das kindliche Wohlbefinden. Dementsprechend gross ist ihre Verantwortung für die Entwicklung der Kinder. Bewusste oder unbewusste Vorurteile, die Lehrpersonen gegenüber einer Schülerin oder einem Schüler haben, können die Erwartungen prägen. So sind zum Beispiel die Erwartungen an ein Kind mit Migrationshintergrund

*«Unbewusste Vorurteile tragen zur Ungerechtigkeit in unserem Bildungssystem bei. Lehrpersonen haben daher eine enorm grosse Verantwortung.»*

nicht selten geringer, was mit der Zeit tatsächlich zu schlechteren Leistungen führen kann. Unbewusste Vorurteile tragen zur Ungerechtigkeit in unserem Bildungssystem bei. Lehrpersonen haben daher eine enorm grosse Verantwortung. Die Schule selbst ist eine wahnsinnig komplexe Struktur in unserer Gesellschaft. Sie ist wie ein Megadampfer, der ein Dutzend verschiedene Aufgaben hat und der kompliziert zu steuern ist. Man war vor 100 Jahren schon unzufrieden mit dem System Schule und ist es heute noch.

#### Wo sehen Sie Handlungsbedarf?

Die Selektion ist für mich ein grosses Thema. Ich bin dezidiert der Meinung, dass wir das in der Schweiz nicht besonders gut machen. Wir selektionieren gegen Ende der Primarschulzeit, und das ist aus entwicklungspsychologischer Sicht ein sehr ungünstiger Zeitpunkt. Die Kinder stehen dann gerade am Beginn der Pubertät – einer Phase, in der im Gehirn ein grosser Umbau stattfindet. Die Variabilität, also die Verschiedenheit der Kinder, nimmt in dieser Zeit nochmals massiv zu. Auch für die Lehrpersonen ist die Selektion zu diesem Zeitpunkt eigentlich eine Überforderung. So sind trotz maximaler Anstrengung der Schule die Ergebnisse des Prozesses ungenügend: Es sind zu viele Kinder im Gymnasium, die dort nicht hingehören. Dafür werden andere trotz gutem Potenzial, aber

mit Migrationshintergrund einem zu tiefen Niveau zugeteilt.

#### Wann wäre denn ein guter Zeitpunkt?

Gewisse Länder selektionieren erst nach dem Gymnasium mit 20 Jahren; diesen Zeitpunkt wiederum finde ich zu spät. In der Mitte der Adoleszenz unmittelbar nach dem ersten neuronalen Umbauprozess, beispielsweise mit 16 Jahren, wäre wohl ein guter Zeitpunkt. Ich denke aber nicht, dass sich das so einfach realisieren lässt. Zum Glück haben Jugendliche in der Schweiz auch später noch die Möglichkeit, ans Gymnasium überzutreten oder die Berufsmaturität zu erlangen.

#### Was raten Sie Eltern, wenn das Kind durch die Selektion stark gestresst ist?

Grundsätzlich empfehle ich: Wenn es dem Kind oder Jugendlichen nicht gut geht, sollten Eltern hellhörig sein und fachliche Hilfe in Anspruch nehmen. Die Kinderärztin oder der Kinderarzt kann zum Beispiel entsprechende Angebote vermitteln. Es stellt sich zudem die Frage, warum das Kind gestresst ist. Gibt es familiäre Erwartungen, die es erfüllen muss? Übertragen die Eltern den Druck, den sie selbst empfinden, auf das Kind? Wir sollten den Kindern vertrauen, denn sie wollen es in der

Regel gut machen – und das Gymnasium ist nicht immer der Königsweg! ■

#### Zur Person

Oskar Jenni ist Facharzt für Kinder- und Jugendmedizin. In Zürich leitet er die Abteilung Entwicklungspädiatrie am Universitäts-Kinderspital und ist ausserordentlicher Professor für Entwicklungspädiatrie an der Universität. Im Fokus der Forschungsarbeiten von Oskar Jenni stehen unter anderem die motorische, kognitive und soziale Entwicklung von gesunden und kranken Kindern. Sein Werk umfasst über 200 Publikationen in wissenschaftlichen Zeitschriften oder Büchern. Sein aktuelles Buch «Die kindliche Entwicklung verstehen – Praxiswissen über Phasen und Störungen» ist 2021 erschienen. Jenni ist Vater von vier Söhnen. Ihnen und seinem verstorbenen Mentor Remo Largo widmet er das Buch mit den Worten «Meinen fünf Lehrern».



Gestresste Kinder brauchen fachliche Hilfe. Auch stellt sich die Frage, woher der Stress rührt.

# Was Berufe für Jugendliche attraktiv oder unattraktiv macht

Bei der Berufswahl folgen Jugendliche zuerst ihren Interessen. Das führt aber nicht immer zum Ziel, denn nicht in allen beliebten Berufen gibt es genug Lehrstellen – nicht einmal in der kaufmännischen Grundbildung, der meistgewählten Lehre.

Anila hat eine kleine Odyssee im Berufswahlprozess hinter sich. Zuerst wollte die 16-Jährige Dentalassistentin lernen, aber da verlangte man von ihr ein mehrmonatiges Praktikum. Sie schnupperte dann in technischen Berufen und hatte Spass an der manuellen Arbeit, doch die Anforderungen in Mathematik waren zu hoch. Es folgten Mediamatikerin, Hörsystemakustikerin, Fachfrau Betreuung und Fachfrau Gesundheit, das KV, der Detailhandel und das Schreinerhandwerk. «Ich habe so viele Interessen», sagt Anila.

Im Berufsvorbereitungsjahr kehrte sie auf Feld eins zurück: Im August 2022 beginnt sie nun eine Lehre als Dentalassistentin. «Genauigkeit, das Arbeiten mit den Händen und Hygiene sind mir wichtig», sagt Anila. «Und dass ich mich im Team wohlfühle.»

## Vom Ladenhüter bis zum Bestseller

Nein, leicht ist die Berufswahl nicht. Kein Wunder: Die Auswahl ist gross

mit insgesamt 245 Lehrberufen, die in zweijährige Lehren mit eidgenössischem Berufsattest (EBA) sowie drei- bis vierjährige Lehren mit eidgenössischem Fähigkeitszeugnis (EFZ) gegliedert sind. Viele davon werden nur von wenigen gewählt. In 54 Lehren zählt man nur einen bis zehn

*«Viele wählen das KV aus Interesse, manche aber auch, weil ein anderer Beruf nicht klappt oder sie keine andere Idee haben.»*

Lernende pro Jahr. Darunter befinden sich so unbekannte Berufe wie Industriekeramikerin, Kältemontage-Praktiker oder Gewebegestalterin.

Umgekehrt gibt es die Bestseller. Obenauf schwingt die kaufmännische Grundbildung (KV), eine klassische

Generalistenausbildung mit insgesamt 19 Prüfungsbranchen wie «Bank» oder «Gesundheit». 10910 Jugendliche begannen 2021 diese Grundbildung, die Nachfrage war aber zwei- bis dreimal grösser. «Das KV ist seit Jahrzehnten die beliebteste Lehre», sagt Rahel Brugger, die seit 18 Jahren als Berufsberaterin tätig ist. Die Hitliste des Lehrstellenportals Yousty bestätigt auch den Spitzenplatz des KV (vgl. rechte Tabelle auf S. 15).

## Plan A muss nicht zwangsläufig der beste sein

Doch ist das, was oft gewählt wird, tatsächlich auch beliebt? Brugger relativiert: «Viele wählen das KV aus Interesse, manche aber auch, weil ein anderer Beruf nicht klappt oder sie keine andere Idee haben. Auch Elektroinstallateur ist für manche junge Männer ein Plan-B-Beruf.» Hingegen für viele das Ziel ihrer Wünsche sind gestalterische Berufe, für die allerdings eher wenige Lehrstellen angeboten werden,



Die kaufmännische Grundbildung ist sowohl bei jungen Frauen als auch bei jungen Männern mit Abstand der beliebteste Lehrberuf. Foto: berufsbildungsplus.ch

oder Informatikberufe, wo aber viele an den Anforderungen scheitern.

Das zeigt: Die meisten Mädchen und Jungen orientieren sich zunächst an ihren Interessen. Schon bald kommen weitere Faktoren hinzu: schulische Ansprüche, das Lehrstellenangebot, die Meinung der Eltern.

*«Fünfeinhalb Jahre nach Lehrabschluss üben über die Hälfte der Personen einen anderen als den erlernten Beruf aus. Zum Glück ermöglicht unser Bildungswesen solche Wechsel.»*

«Das bedeutet nicht, dass eine Ausbildung in einem Beruf zweiter Wahl nicht auch erfolgreich verlaufen könnte», hält Berufsberaterin Rahel Brugger fest. Umgekehrt erzählt Anila, dass ihre Schwester zwar eine Lehre im Wunschberuf durchlaufe, aber sie sich im Betrieb nicht wohlfühle.

**Das Geschlecht spielt eine Rolle bei der Berufswahl**

Jungen und Mädchen wählen unterschiedliche Berufe – diese Geschlechtersegregation ist in der Schweiz seit vielen Jahren ausgeprägt. Hinter der kaufmännischen

Grundbildung, dem Spitzenreiter beider Geschlechter, rangieren bei den Männern technische Berufe, bei den Frauen soziale Tätigkeiten (vgl. linke und mittlere Tabelle auf S. 15).

Zudem wählen die Mädchen aus einer geringeren Anzahl an Berufen aus: Über die Hälfte von ihnen haben 2021 eine Lehre in einem von nur fünf Berufen gewählt, bei den Jungen sind es fünfzehn Berufe. «Welche Berufe eher als Männer- oder Frauenberufe gelten, ist kulturell geprägt», erklärt Brugger.

**Fünf Jahre später sieht es meistens anders aus**

Am anderen Ende der Beliebtheitskala stehen Berufe, die schmutzige Hände machen oder als uncool gelten. Aus ihrer Beratungsarbeit weiss Rahel Brugger, dass zum Beispiel Entwässerungstechnologe, Fusspflegerin oder Fleischfachmann auf wenig Begeisterung stossen; sie sind mit unangenehmen Gerüchen verbunden oder gelten als eklig.

Letztlich sind es aber andere Faktoren, die einen Beruf auf lange Sicht unattraktiv machen, wie die Berufsberaterin sagt. Dazu zählen ein hektisches Umfeld, unregelmässige Arbeitszeiten oder fehlende Laufbahnperspektiven. Dennoch gibt es auch hier eine gute Nachricht. «Fünfeinhalb Jahre nach Lehrabschluss üben über die Hälfte der Personen einen anderen als

den erlernten Beruf aus», sagt Brugger. «Zum Glück ermöglicht unser Bildungswesen solche Wechsel.» ■

**Daniel Fleischmann**

**Weiter im Netz**

<https://bit.ly/3FMrVNk> – Bundesamt für Statistik: «Berufliche Grundbildung – Lehrverhältnisse», Rubrik «Weiterführende Informationen > Daten» (veröffentlicht am 29. April 2022)

<https://bit.ly/3a7lrgx> – Blog des Lehrstellenportals Yousty: «Die 10 beliebtesten Lehrberufe 2022» (veröffentlicht am 12. April 2022)

Die fünf meistgewählten Berufe der Männer 2021 (Eintritte in Lehre)		Die fünf meistgewählten Berufe der Frauen 2021 (Eintritte in Lehre)		Die zehn beliebtesten Lehrberufe 2022
Kaufmann/-frau EFZ	4936	Kaufmann/-frau EFZ	5974	1. Kaufmann/-frau EFZ
Elektroinstallateur/-in EFZ	1971	Fachmann/-frau Gesundheit EFZ	4264	2. Informatiker/-in EFZ
Logistiker/-in EFZ	1689	Fachmann/-frau Betreuung EFZ	3440	3. Fachmann/-frau Gesundheit EFZ
Informatiker/-in EFZ	1628	Detailhandelsfachmann/-frau EFZ – Beratung	1514	4. Logistiker/-in EFZ
Automobil-Fachmann/-frau EFZ	1288	Dentalassistent/-in EFZ	1037	5. Medizinische/-r Praxisassistent/-in EFZ
				6. Fachmann/-frau Betreuung EFZ
				7. Detailhandelsassistent/-in EBA
				8. Zeichner/-in EFZ
				9. Mediamatiker/-in EFZ
				10. Fachmann/-frau Apotheke EFZ (alt Pharma-Assistent/-in EFZ)

Quelle (linke und mittlere Tabelle): STAT-TAB, Eintritte nach Beruf, Lehrbetriebskanton, Ausbildungstyp, Ausbildungsform, Geschlecht und Jahr; Bundesamt für Statistik  
 Quelle (rechte Tabelle): Lehrberufsbarometer (Angaben basieren auf der Anzahl der Suchanfragen auf dem Lehrstellenportal Yousty)

# «Der Generation Z fehlt der Wille, dranzubleiben»

Interview:  
Christoph Aebischer

Fotos: Marc Renaud

**Antje-Britta Mörstedt berät Firmen, wie sie junge Menschen in ihre Teams integrieren können. Die sogenannte Generation Z wolle unterhalten werden, sagt die Betriebswirtschaftlerin. Das hat auch Auswirkungen auf die Schule.**



**BILDUNG SCHWEIZ: Ein guter Auszubildner müsse für die Generation Z ein Coach mit Entertainerqualität sein, schreiben Sie. Wieso?**

ANTJE-BRITTA MÖRSTEDT: Diese jungen Menschen sind in Familien aufgewachsen, in denen Mutter und Vater auf Augenhöhe kommunizieren. Auch im Internet, das sie sehr rege nutzen, gibt es keine Hierarchie. Ich erreiche berühmte Leute direkt über Instagram oder Messenger-Dienste. Ich kann mich sogar mit Barack Obama austauschen, falls er nicht andere mit der Betreuung seiner Social-Media-Kanäle beauftragt hat. Die Jugend ist sich also ausgeglichene Verhältnisse gewohnt. Darum ist es wichtig, dass sie wie in einem Coaching behandelt werden.

**Coach geht ja noch, aber Entertainer?**

Ein Blick auf die sozialen Medien zeigt, wie schnelllebig Unterhaltung geworden ist. Die grossen Techfirmen buhlen um Aufmerksamkeit. Wir haben ein paar Sekunden, um die Aufmerksamkeit der jungen

*«Karriere um jeden Preis wird man mit der Generation Z nicht machen können.»*

Leute zu erhaschen, und deshalb sind auch Entertainmentqualitäten wichtig.

**Die jungen Menschen werden zuweilen als materialistische Monster bezeichnet. Ist das nicht ein gar hartes Urteil?**

Ich sage das nicht. Das ist ein Zitat aus Studien. Ich sehe das differenzierter. Fridays for Future oder Bewegungen, für die Nachhaltigkeit zentral sind, sind bestimmt nicht materialistisch. Doch es gibt eben auch den Trend der Fast Fashion, der schnellen Moden: also Kleider schnell auszutauschen und damit nicht nachhaltig zu sein. Unter den jungen Leuten, die ab Mitte der 90er-Jahre bis ungefähr 2010 geboren wurden, gibt es vielfältige Strömungen, wie in jeder Generation.

**Was sehen Sie in ihnen?**

Viele unter ihnen machen sich sehr viele Gedanken. Angst ist aber auch stark verbreitet. Gerade die Pandemie oder die instabile politische Lage verunsichert junge



Antje-Britta Mörstedt gibt Tipps, wie Teams generationenübergreifend funktionieren können.

Leute. Sie fürchten sich davor, irreversible Entscheidungen zu treffen. Das wirkt sich zum Beispiel auf die Berufswahl aus. Sie bleiben unentschlossen. Hinzu kommt oft die fehlende Ausdauer. Sie geben schnell einmal eine Ausbildung auf oder sagen, das schaffe ich nicht. Fehlschläge gehen tiefer. Und danach fehlt der Kampfwille, den die Generation davor noch hatte.

**Sie geraten rascher aus der Spur?**

Ich meine damit nicht, dass sie jeglichen Halt verlieren. Aber es fehlt der Wille, um dranzubleiben. Sie können mit Rückschlägen weniger gut umgehen.

**Ist das mit dem «No Future»-Gefühl junger Menschen in den 90er-Jahren vergleichbar?**

Das nicht. Für die Generation Z zählt das Privatleben stärker. Sie verstehen den für uns wichtigen Begriff der Work-Life-Balance gar nicht. Sie verstehen nicht, wenn Leute stöhnen beim Arbeiten. Sie wollen beim Arbeiten auch leben. Karriere um jeden Preis wird man mit denen nicht machen können. Eine Karriere bleibt für viele dennoch ein erstrebenswertes Ziel – allerdings ohne 70-Stunden-Woche.

**Sie raten, sich mit den Eigenheiten dieser Generation zu befassen. Weshalb?**

In Unternehmen handeln Führungskräfte teilweise immer noch so wie früher. Ich mache ein Beispiel: Wer vom Chef nichts hört, hat wohl gute Arbeit geleistet. Nichts gesagt war früher gelobt. Jetzt haben sie plötzlich Angestellte, die von Bewertungsbuttons darauf getrimmt sind, täglich ein persönliches Feedback zu erhalten. Nun müssen Chefs ihr Feedback- und Führungsverhalten anpassen. Darum ist es wichtig, zu wissen, wie die Jungen ticken. Aber noch viel wichtiger sind Generationentrainings, in denen die Jungen lernen, wie die Alten ticken.

**Worauf müssen sich alteingesessene Lehrerinnen und Lehrer einstellen, wenn junge Lehrpersonen hinzukommen?**

Wer viel Berufserfahrung hat, neigt manchmal dazu, seine Methoden als die einzig richtigen zu sehen. Gerade in diesem Beruf sollte man aber nicht auf herkömmliche Instrumente bestehen. Statt zu bremsen sollten Alteingesessene Junge dazu ermutigen, Neues auszuprobieren. Davon können auch sie profitieren.

**Die Generation Z sitzt auch im Schulzimmer. Was ist dort angezeit?**

Man muss die Schülerinnen und Schüler bei Laune behalten, indem sie aktiv in den Unterricht eingebunden werden und das Internet miteinbezogen wird. Jeder zweite Jugendliche lernt mit Youtube. Also kommt das wahrscheinlich auch in der Schule gut an. Von oben herab zu dozieren, ist sowieso out. Der Lehrer ist heute ein Experte unter vielen. Was er sagt, lässt sich ruckzuck mit Google überprüfen.

**Lehrpersonen werden zu Unterhaltern?**

Um Gottes willen kein Anbietern. Das war von jeher schlecht. Ich bin selber Dozentin und nicht ausgebildete Lehrerin. Doch das gilt wohl für beide: In Jugendsprache zu verfallen etwa, halte ich für sehr kontraproduktiv. Auch wer auf Augenhöhe kommuniziert, muss eine gesunde Distanz wahren.

**Aktuell ist es die Generation Z. Aber schauen Erwachsene nicht schon immer mit Unverständnis auf die Jungen?**

Alte lästern über Junge. Das war tatsächlich schon immer so.

### Ist diese Generationen-Etikettierung darum nicht grundsätzlich eine ambivalente Sache?

Das stimmt. Wir sollten sehr vorsichtig sein, alle in dieselbe Schublade zu stecken. Denn jede Generation zeigt eine breite Streuung. Zudem widersprechen sich Studien auch immer wieder. Stereotype helfen also nicht weiter. Bei Begegnungen müssen wir darum stets schauen, wer genau vor uns steht.

### Zudem werden Junge älter und verändern sich.

So ist es. Die Generation Z bleibt nicht so, wie sie heute ist. Wer heiratet oder Kinder kriegt, wandelt sich.

### Wenn eine Generation kein einheitliches Bild abgibt, was bringt die Generationenforschung dann überhaupt?

Ich kann da für jenen Bereich antworten, in dem ich tätig bin. Unternehmen interessiert, wie sie die Jugend als Arbeitskräfte gewinnen können und wie sie mit ihnen umgehen sollen. Das beginnt mit der Stellenanzeige. Junge erreichen sie nicht mit einem klassischen Zeitungsinserat. Da muss eine Website zum Beispiel viel eher die sinnstiftende Tätigkeit in den Vordergrund stellen. Sind sie einmal eingestellt, wollen sie auf Augenhöhe geführt werden. Es kann passieren, dass eine junge Angestellte ins Büro platzt und den Vorstand fragt: Was machen Sie denn den ganzen Tag? Und sie meint es gar nicht vorlaut.

*«Jeder zweite Jugendliche lernt heute mit Youtube. Also kommt das wahrscheinlich auch in der Schule gut an.»*

Junge wollen ein angenehmes Privatleben neben der Arbeit. Ich habe 8500 junge Menschen befragt. Dabei ist herausgekommen, dass ihre Erwartungen an den Arbeitgeber ziemlich hoch sind. Am Wochenende zu arbeiten, nur weil der Chef das möchte, das ist nicht mehr selbstverständlich. Bevor Sonderleistungen erbracht werden, wollen sie heute wissen, was sie als Ausgleich erwarten können.

### Wo orten Sie die Ursachen für diese Muster?

Die junge Generation wurde anders erzogen. Gesellschaftliche Werte haben sich geändert. Früher galt, ein Klaps auf den Hintern schadet nicht. Das ist vorbei. Aber auch Ereignisse wie die Wirtschafts- und Finanzkrise, der arabische Frühling oder die komplexe, hochvolatile, unsichere Geschäftswelt beeinflussen die Jugend. Zudem ist die Generation Z mit dem Internet gross geworden. Das alles prägt.

### Was haben «Kampfhelikoptereltern» – offenbar die Steigerungsform von Helikoptereltern – damit zu tun?

Mit diesem Begriff sind Eltern gemeint, die wegen allem in die Schule rennen. Sie bringen dort vor, ihr Kind sei hochbegabt oder dieses und jenes. Das sind Eltern, die weinen, wenn ihre Kinder ausziehen und die dann am Leeren-Nest-Syndrom leiden und angeblich nicht mehr wissen, was sie mit ihrem Leben anstellen sollen.

### Sie haben ihre Kinder verwöhnt?

Nicht alle. Es gibt auch heute arme Familien. Meine Schilderung trifft eher auf mittelständische und gut situierte Eltern zu. Sie fahren ihre Kinder in die Schule, manche begleiten sie sogar ins Klassenzimmer oder veranstalten Kindergeburtstage

wie kleine Hochzeiten. All das verändert Kinder.

### Das tönt wie ein Menetekel. Ich frage mal andersrum: Was wird besser mit diesen jungen Menschen?

Ich hoffe, dass sie unsere Gesellschaft voranbringen: Sie werden Hierarchien einleuchten und die Arbeitswelt transparenter und offener machen. Der Gedanke, dass ich auch bei der Arbeit lebe, wird wichtiger. Sie betreiben in eigener Sache eine Art Gesundheitsmanagement und achten stärker auf ihre Gesundheit. Die Unternehmenskultur wird nachhaltiger. Wir müssen hier festhalten: Der Fachkräftemangel verlangt auch, dass wir uns um diese Jungen bemühen, damit möglichst alle den Einstieg ins Arbeitsleben schaffen. ■

### Zur Person

An der diesjährigen Delegiertenversammlung des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) hielt Antje-Britta Mörstedt (56) ein Referat zur Generation Z. Die Betriebswirtschaftlerin ist Professorin an der PFH Private Hochschule Göttingen in Deutschland. Mörstedt berät regelmässig Unternehmen in Rekrutierungs- und Personalfragen. Seit März 2015 ist Mörstedt Vizepräsidentin der PFH für Fernstudium und Digitalisierung. Sie ist Mutter dreier Kinder im Alter der Generation Z.



Die Generationenforschung fördere Tendenzen zutage. In einen Topf lasse sich die Generation Z nicht werfen, stellt Mörstedt klar.



Cartoon: Marina Lutz

# Mit einem Bein im Studium, mit dem anderen im Schulzimmer

Leonie Dolder arbeitet in ihrem dritten Studienjahr bereits als Lehrerin und studiert gleichzeitig noch an der Pädagogischen Hochschule Bern. Ihr Studium verlängert sich zwar so, sie ist aber froh um mehr Praxisbezug und den einfacheren, begleiteten Berufseinstieg.

Die kurvenreiche Strasse auf den Belpberg (BE) zieht sich in die Länge – und ist ziemlich befahren. Hier oben, auf 800 Metern über Meer, zwischen dem Aare- und dem Gürbetal, liegt ein beliebtes Ausflugsziel für Velofahrerinnen und -fahrer. Und mitten in der kleinen Streusiedlung steht ein kleines Schulhaus. «Ich wusste gar nicht, dass es hier oben eine Schule gibt», sagt ein Biker. Diese kannte auch Leonie Dolder bis vor einem Jahr noch nicht.

Die 25-Jährige befindet sich in der Ausbildung zur Lehrerin an der Pädagogischen Hochschule Bern (PHBern) und unterrichtet seit bald einem Jahr an der

*«An einem Tag bin ich selber noch Schülerin, am anderen Tag komme ich hierher und muss als Lehrerin funktionieren.»*

Zyklusschule Belpberg. Sie hat sich für den Studiengang «Studienbegleitender Berufseinstieg (SBBE)» entschieden und wechselt deshalb seit dem Sommer 2021 unter der

Woche ihre Rolle. «An einem Tag bin ich selber noch Schülerin, am anderen Tag komme ich hierher und muss als Lehrerin funktionieren.» Das, sagt sie, sei eine Herausforderung. Dennoch: Sie hat sich bewusst für diesen Studiengang entschieden. «Das Studium an der PH ist recht theoretisch. Während der Coronazeit mit den vielen Onlineveranstaltungen erlebte ich das Studium aber als noch viel theoretischer, als es ohnehin schon ist. Ich wollte deshalb etwas ändern.» Sie entschloss sich darum, ihr Studium um ein Jahr zu verlängern und dafür bereits in die Praxis einzusteigen, indem sie eine Teilzeitanstellung annimmt.

#### Realität ist anders als Theorie

Leonie Dolder sitzt am Tisch des Lehrerzimmers, das an der Schule Belpberg in einem ehemaligen Wohnraum der früheren Lehrerwohnung untergebracht ist. Klein, übersichtlich, familiär und sehr flexibel – so fühlt sich die Zyklusschule Belpberg mit ihren beiden Klassen an. Und dies waren auch die Gründe, weshalb sich Dolder für diese Schule entschieden hat. In einer Klasse sind zudem mindestens

vier Jahrgänge vertreten. Das Schulhaus hat viele Zimmer, die als Gruppenräume genutzt werden können. Dolder unterrichtet oft in Halbklassen. «Dadurch wage ich, vieles auszuprobieren. Funktioniert etwas nicht wie geplant, wirkt sich das auf eine kleine Gruppe, nicht aber auf eine ganze Klasse aus.»

Ihren Entscheid, das Studium von drei auf vier Jahre zu verlängern und in den Studiengang «Studienbegleitender Berufseinstieg» zu wechseln, bereut sie nicht. «Ich habe in der Zeit, in der ich nun hier bin, enorm viel gelernt. In der Realität reagiert man als Lehrperson oft so anders, als es die Theorie vorsieht.»

#### Erfolgreich sein statt überleben

Die PHBern bietet den studienbegleitenden Berufseinstieg für die Studierenden des Instituts für die Primarstufe seit 2019 an. «Forschungsergebnisse zeigen, dass gerade der Berufseinstieg für junge Lehrpersonen sehr belastend sein kann», sagt Irene Guidon, Studiengangsleiterin SBBE an der PHBern. «Wir wollten den Berufseinstieg mit diesem Studiengang neu andeuten, um die personellen und beruflichen



Leonie Dolder hat den studienbegleitenden Berufseinstieg gewählt. Ihren Entscheid bereut sie nicht. Fotos: Hanspeter Bärtschi

Ressourcen zu stärken.» Der Lehrpersonenmangel habe aber sicher auch mitgeholfen, dass das Angebot rasch initiiert worden sei.

Mitte Juni waren im Kanton Bern 279 Stellen für Lehrpersonen offen. 1500 von 15000 Lehrpersonen arbeiten laut Angaben des Kantons zurzeit ohne entsprechendes Diplom – darunter Studierende der PH, die noch nicht die Hälfte ihres Studiums absolviert haben. Zwei Drittel der Lehrpersonen ohne Diplom sind befristet als

*«Sich organisieren können, flexibel und offen sein: Diese Eigenschaften brauchen Studierende, wenn sie sich für den studienbegleitenden Berufseinstieg entscheiden.»*

Stellvertretungen angestellt. Eine Festanstellung haben vor allem Studierende im Masterstudiengang Sekundarstufe I: In diesem sind gemäss der PH Bern 90 Prozent bereits berufstätig. Die Einsätze der Studierenden als Stellvertretungen können auch zu Problemen führen: «Diese Unterrichtstätigkeiten sind konzeptionell nicht begleitet

und können dadurch zu Überlastungen führen», sagt Irene Guidon. «Im SBBE ist eine Anstellung im Rahmen von zirka 50 Prozent vor Studienabschluss bewusst eingeplant, ebenso eine gezielte Begleitung seitens der PH und des Schulfelds. Dadurch erhoffen wir uns, dass wir Junglehrpersonen ermöglichen, langfristig erfolgreich im Beruf zu sein, statt nur zu überleben.»

#### Begleitung ist wichtig

Leonie Dolders Woche ist mit Arbeit und Studium ziemlich vollgepackt. Entweder ist sie an der PH oder sie unterrichtet. An ihrem freien Tag lernt sie oder bereitet den Unterricht vor. Unter diesen Umständen ihre Ressourcen zu schonen, das falle ihr manchmal noch etwas schwer, sagt sie. Und: Sie sei die einzige Lehrperson, die an der Zyklusschule Fremdsprachen unterrichte. «Da fehlt mir der Austausch manchmal etwas.» Dafür sei sie sonst aber voll im Kollegium eingebunden und weil die Schule klein sei, liessen sich spontan und sofort Dinge verändern. «Das gefällt mir.»

Sich organisieren können, flexibel und offen sein: «Diese Eigenschaften brauchen Studierende, wenn sie sich für den studienbegleitenden Berufseinstieg entscheiden», sagt Irene Guidon. «Man muss die Begleitung annehmen wollen, zu seinen Stärken und Schwächen stehen können.»

Umgekehrt müssten die begleitenden Lehrpersonen und die Schulen bereit sein, «Berufseinsteigerinnen und -einsteiger im Kollegium zu integrieren, die noch in der Ausbildung sind, und ihnen in den zwei Jahren Raum zum Lernen bieten.»

#### In den Beruf hineinwachsen

Leonie Dolder ist froh, dass sie Schritt für Schritt mehr Verantwortung übernehmen kann und so an die verschiedenen Aufgaben einer Lehrperson herangeführt wird, etwa an die der Klassenlehrperson. «Der Übergang ins Berufsleben fühlt sich deshalb etwas sanfter an», beschreibt sie es. Irene Guidon ist überzeugt, dass der studienbegleitende Berufseinstieg den Praxisbezug stärkt. Und sie ist sich sicher, dass auch die Schulen von den frühen Berufseinsteigerinnen und -einsteigern profitieren. «Die Schulleitungen sind jedenfalls sehr dankbar für dieses Angebot.» Bis jetzt haben sich stets genügend Begleitlehrpersonen für das Angebot gefunden.

Für Leonie Dolder ist klar, dass sie nach Abschluss des Studiums als Klassenlehrerin arbeiten möchte. Die Chancen stehen gut, dass sie dies 2023 auf dem Belpberg tun kann. Denn dann wird eine der Klassenlehrpersonen pensioniert. ■

**Mireille Guggenbühler**



Jede Klasse hat Kinder mehrerer Jahrgänge.



An der Zyklusschule Belpberg fühlt sich Leonie Dolder trotz Studiumsverpflichtungen voll ins Kollegium eingebunden.

## Quereinsteiger und Teilzeitangestellte

Berufserfahrung sammeln, den Berufseinstieg beschleunigen oder den Lehrermangel entschärfen: Die Pädagogischen Hochschulen sind unter anderem aus diesen Gründen mit diversen Angeboten präsent. Ein paar Beispiele:

### PH FHNW:

- Seit 2021: Studienvariante Quereinsteiger für berufserfahrene Personen ab 30 Jahren.
- Ab Herbst 2022: Lehrgang «Studien-integrierter Berufseinstieg».

Die Studierenden unterrichten bei beiden Varianten im Umfang von 30 bis 50 Prozent ab dem zweiten bzw. letzten Studienjahr.

### PH St. Gallen:

- Ab Herbst 2022: Pilotprojekt «Beruf-integriertes Studium» für angehende Lehrpersonen der Kindergarten- und Primarstufe. Ein ähnliches Projekt gibt es bereits für Lehrpersonen der Sekundarstufe I.

### PH Luzern:

- Ab Sommer 2022: Konsekutives Masterangebot Sek I für Hochschulabsolventinnen und -absolventen. Das neue Studium erlaubt Teilzeitanstellungen von bis zu 60 Prozent.

### PH Zürich:

- Seit zehn Jahren: Quereinsteiger-Studiengänge. Nach einer berufsvorbereitenden Phase (ein Jahr Vollzeitstudium) folgt die berufsintegrierte Phase mit Teilzeitanstellung als Co-Klassenlehrperson (40 bis 60 Prozent).

### Zusammenstellung:

Mireille Guggenbühler

## Notstand gefährdet die Bildung

**Personalmangel an Schulen ist kein neues Phänomen. Trotzdem haben weder Politik noch Wirtschaft bisher gehandelt. Franziska Peterhans, Zentralsekretärin LCH, fordert nachhaltige Massnahmen. Ein Kommentar.**

Noch Sommerferien, und dann sitzen gegen eine Million Schülerinnen und Schüler der obligatorischen Schule in den Klassenzimmern. Wenn sie Glück haben, besuchen sie den Unterricht bei einer ausgebildeten Lehrperson, wenn sie Pech haben, sind sie von einer Notmassnahme betroffen. Anders als bei den Ferienflügen, die einfach gestrichen werden, wenn das Personal fehlt, muss Schule stattfinden. Das steht sogar in der Bundesverfassung.

Nicht alle Notmassnahmen sind schlecht: Positiv zu werten sind Angebote wie das der PHBern und weiterer Pädagogischer Hochschulen, die Praxis und Ausbildung gut verzahnen. Fatal sind hingegen Dumpingangebote in Sachen Ausbildung. Sie setzen überspitzt gesagt nur voraus, dass jemand verfügbar ist und Kinder mag. Die Schule ist aber kein «Aufbewahrungsort» für Kinder. Es

*«Die Politik interessierte sich bisher wenig für die Gründe des Personalmangels an Schulen. Das rächt sich jetzt.»*

geht um die Bildung der Kinder und Jugendlichen und damit um deren Zukunft. Unterrichten ist ein höchst anspruchsvoller Job, der unbedingt entsprechend ausgebildetes Personal benötigt.

Viele Faktoren haben zur heutigen Misere geführt. Der LCH warnt seit Jahren davor.

- Die Anzahl Schülerinnen und Schüler steigt. Gleichzeitig gehen die Babyboomer in Pension: Der Höhepunkt der Pensionierungswelle ist laut Bundesamt für Statistik (BFS) ausgerechnet das Jahr 2022.
- Viele Lehrpersonen bleiben nicht im Beruf: Die Austritte von Lehrpersonen mit unbefristetem Vertrag bewegen sich gemäss BFS um die 7 Prozent pro Jahr.



Franziska Peterhans, Zentralsekretärin Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz.

Foto: Eleni Kougionis

- Obwohl erfreulicherweise immer mehr junge Leute an Pädagogischen Hochschulen studieren, deckt der prognostizierte Anstieg nur gerade die Hälfte des Bedarfs.
- Zudem werden längst nicht alle unterrichten: Je nach Fachrichtung und Beobachtungzeitpunkt betrachtet, sind zwischen 5 und 23 Prozent der Absolventinnen und Absolventen nicht als Lehrpersonen erwerbstätig.

Die Politik interessierte sich bisher wenig für die Gründe des Personalmangels an Schulen. Das rächt sich jetzt. Damit sich die Situation in den nächsten Jahren wieder entspannen kann, muss es aus Sicht des LCH wieder attraktiver sein, den Lehrberuf zu ergreifen und im Beruf auch zu verbleiben. Dazu braucht es in vielen Kantonen deutlich höhere Löhne, insbesondere für die Lehrpersonen Zyklus 1 und 2. Zusätzlich braucht es Klassengrössen, die den anspruchsvollen integrativen Unterricht ermöglichen, und eine tiefere Lektionenverpflichtung. Auch Angebote wie der begleitete Berufseinstieg sind ein nachhaltiges Mittel gegen den Lehrpersonenmangel. Die Politik und auch die Wirtschaft müssten die Bekämpfung des Personalnotstands in den Schulen ganz oben auf ihre Prioritätenliste setzen. Denn die Schülerinnen und Schüler von heute sind die Fachkräfte von morgen.

# Sind Praktika ein nützlicher Einstieg oder kalkulierte Ausbeutung?

**Zu tiefe Löhne, zu lange Praktika und danach keine Anschlusslösung: Viele Kinderkrippen in der Schweiz nutzen Schulabgängerinnen und Schulabgänger aus. Eine ehemalige Praktikantin und ihre damalige Chefin erzählen.**

FaBe ist seit 2006 die Abkürzung für den Beruf der Fachperson Betreuung. Ein Traumberuf für viele Jugendliche, wie das hohe Interesse zeigt: Allein 2021 begannen in der Schweiz über 4000 Schulabgängerinnen und Schulabgänger eine Ausbildung zur FaBe. Entsprechend begehrt sind die freien Lehrstellen, vor allem in der Fachrichtung Kinder.

Geht es ums Geld, sind die Rahmenbedingungen aber wenig traumhaft. Für Kinderkrippen ist es heute finanziell nicht tragbar, ausschliesslich gelernte Fachpersonen anzustellen. Vor allem der Einsatz von Praktikantinnen lohnt sich für Kitas.

*«Ich kenne Mädchen, die vor ihrer Lehre mehrere Jahre ein Praktikum in einer Kinderkrippe absolvierten.»*

Tiefe Lohnkosten schaffen für die Eltern bezahlbare Krippenplätze. Damit steigt das Risiko, dass nicht qualifizierte Betreuungspersonen – meist Jugendliche – mit der Betreuungsverantwortung konfrontiert sind.

Diese Situation hat Auswirkung auf jene jungen Leute, die eigentlich eine Lehre absolvieren möchten. «In meiner Berufsschulklasse gab es Mädchen, die vor ihrer Lehre mehrere Jahre ein Praktikum in einer Kinderkrippe absolvierten, bis sie die versprochene Lehrstelle erhielten. Andere arbeiten für 400 Franken pro Monat, wurden vom Arbeitgeber in keiner Weise betreut, hatten schon als Praktikantinnen die volle Verantwortung für eine Kindergruppe oder erledigten nur Putzarbeiten», sagt Lara Zumbrunn. Die heute Zwanzigjährige hat im Kanton Bern zuerst ein einjähriges Praktikum und später eine Lehre als FaBe in einer Kinderkrippe absolviert. Lara Zumbrunns Eindruck wird durch die aktuelle Umfrage von Savoir-social, der schweizerischen Dachorganisation Arbeitswelt Soziales, bestätigt. Das 2020 durchgeführte Monitoring zeigt, dass nur knapp eine von vier Lernenden direkt nach der obligatorischen Schulzeit mit einer Lehre in einer Kinderkrippe beginnt. Die Mehrheit absolviert ein einjähriges Praktikum, aber auch zweijährige

oder gar dreijährige Praktika sind gang und gäbe. Denn obwohl ein Praktikum vor Lehrbeginn offiziell nicht zur Ausbildung gehört, stellt es für viele Krippen eine implizite Voraussetzung für einen Lehrvertrag dar. Die Praktikumsbedingungen – Lohn, Dauer und Inhalt – unterstehen weder den Berufsbildungsverordnungen noch den Gesamtarbeitsverträgen und sind in den meisten Kantonen nicht geregelt. Dem eigenen Wunsch entsprechen die Einsätze nur in jedem fünften Fall. Bei über 70 Prozent basierte die Entscheidung für ein Praktikum vor allem auf der Forderung des Betriebs.

## Zwei Praktikantinnen, eine Lehrstelle

«Ich war in vielen Aspekten eine Ausnahme: fairer Lohn, fachliche Betreuung, angenehme Arbeitsbedingungen und totale Transparenz betreffend die Lehrstellenvergabe», umschreibt Lara Zumbrunn ihre eigene Praktikumserfahrung. Bereut hat sie ihr Einstiegspraktikum bis heute noch nie. Verunsichert war sie jedoch in den ersten Wochen als Neuling. «Für zwei Praktikantinnen gab es nur eine Lehrstelle. Zusammenarbeiten, sich zu unterstützen

und dabei zu wissen, dass eine von uns keine Lehrstelle erhält, war für mich sehr belastend», erinnert sie sich. Nach wenigen Wochen suchte die Krippenleitung das Gespräch mit den beiden Anwärterinnen und entschied sich für Lara. Die nicht berücksichtigte Praktikantin verliess später den Betrieb.

«Jugendliche werden mit Aussicht auf eine Lehrstelle für ein Praktikum motiviert, ohne am Ende einen Lehrvertrag zu erhalten. Aus dem Sozialbereich ist beispielsweise bekannt, dass rund ein Viertel der FaBe-Lernenden Praktika von mehr als einem Jahr absolvieren. Mehr als ein Drittel aller Praktikantinnen beginnen am Ende trotzdem keine Ausbildung in diesem Bereich», hält die Eidgenössische Hochschule für Berufsbildung in ihrer 2022 veröffentlichten Dokumentation «Trend im Fokus: Praktika vor Lehrbeginn» fest. Latent ist auch die Gefahr, dass Praktikantinnen und Praktikanten als billige Arbeitskräfte missbraucht werden. Das Solothurner Amt für Wirtschaft und Arbeit deckte 2019 auf, dass von 53 kontrollierten Kitas 23 Betriebe für ein Praktikum weniger als 4.40 Franken pro Stunde



Lara Zumbrunn, ausgebildete Fachfrau Betreuung, macht momentan ihre Berufsmatura und möchte später studieren. Foto: Hanspeter Bärtschi

zahlten. Fünf Praktikantinnen verdienten im Stundenlohn weniger als 3 Franken. Bei elf Jugendlichen lag der Stundenansatz zwischen 3 und 4 Franken. Der Minimallohn für Praktika laut einer Empfehlung des Verbands Kinderbetreuung Schweiz kibesuisse wäre 4.40 Franken pro Stunde.

2015 forderte der Schweizerische Verband des Personals öffentlicher Dienste das Unterbinden von Langzeitpraktika in der Kinderbetreuung. 2016 organisierte Savoirsocial zum ersten Mal einen runden Tisch. 2017 und 2021 fand das Treffen mit Vertretungen von Bund, Wirtschaft, Kantonen und Branchenverbänden erneut statt.

*«Mehr Fachpersonal würde bedeuten, dass die Betreuung der Kinder für die Eltern um einiges teurer wird.»*

Erste Kantone haben auf die Forderungen nach Transparenz und dem Einstellen der unabhängigen Praktika für Jugendliche unter 18 Jahren reagiert. Als Vorreiter zeigt sich der Kanton Bern. Hier gilt seit 2017 eine zeitliche Beschränkung von Vorpraktika auf sechs Monate. Betriebe dürfen grundsätzlich nicht mehr Praktikumsplätze für Absolventinnen und Absolventen der Sekundarstufe I anbieten, als ein Jahr später Lehrstellen zur Verfügung stehen. Wenn ein Lehrvertrag vorliegt, darf das Praktikum bis Lehrbeginn verlängert werden. Liegt kein Lehrvertrag vor, muss die Praktikantin als ungelernete Mitarbeitende angestellt werden mit einem entsprechenden Lohn von rund 3000 Franken.

**Manchmal eine Chance**

«Um eine Lehre als FaBe zu beginnen, ist kein Praktikum nötig. Vielen noch sehr jungen Schulabgängerinnen tut es jedoch gut. Es ist eine Chance, im Berufsalltag zu schnuppern, ohne Verantwortung übernehmen zu müssen. Gleichzeitig können zum Beispiel schwache Lernende in der Praxis zeigen, was in ihnen steckt», sagt Lisa Plüss, Geschäftsleiterin einer Non-Profit-Organisation, die im Kanton Bern sieben Kitas betreibt. Um 245 Krippenplätze anbieten zu können, sind dort 140

Mitarbeitende im Einsatz. Davon sind 29 Lernende, dazu kommen 6 Praktikantinnen und 15 Zivildienstleistende. «Natürlich hätten wir gern mehr Fachpersonal. Doch das würde bedeuten, dass die Betreuung der Kinder für die Eltern um einiges teurer wird», sagt Plüss. Dass Praktikantinnen als «billige» Arbeitskräfte unverzichtbar sind, ist in der Schweizer Kita-Branche kein Geheimnis, sondern ein Geschäftsmodell. Sie unter fairen und professionellen Bedingungen anzustellen, sollte darum eine Selbstverständlichkeit sein.

**Gesellschaftspolitisch nicht tragbar**

«Wir stellen seit 2017 nur noch Schulabgängerinnen als Praktikantinnen ein, die ein sogenanntes Juveso-Jahr absolvieren. Zu diesem Sozialjahr gehört zum Praktikum auch ein Schultag pro Woche. Der Einsatz dauert ein Jahr. Bei Eignung wird nach wenigen Monaten die Lehrstelle zugesichert», erklärt Lisa Plüss. Die Praktikantinnen erhalten rund 800 Franken Lohn und werden engmaschig von einer gelernten Fachperson begleitet. Das heisst: Die Jugendlichen betreuen nie allein eine Kindergruppe, werden immer angeleitet und überdenken ihre Arbeit in regelmässigen Reflexionsgesprächen.

Eine solche Begleitung sei sehr zeitaufwendig, sagt Plüss und kritisiert die

Branche: «In vielen Betrieben herrscht trotz ersten Auflagen vom Kanton immer noch «Wildwuchs» und die erlassenen Richtlinien werden kaum kontrolliert.» Zusätzlich begnügen sich viele der restlichen Kantone mit unverbindlichen Empfehlungen. Praktikumsdauer, Inhalt, Betreuung und Pflichten bleiben damit Interpretationssache der einzelnen Kitas. Praktikantinnen und Praktikanten auf Lehrstellensuche sind ihnen ausgeliefert. Savoirsocial beurteilt die aktuelle Situation immer noch als alarmierend.

«Dass Kindertagesstätten von der Funktionsstufe Praktikum abhängig sind, um die Elterntarife verkraftbar zu halten, ist heute gesellschaftspolitisch nicht mehr tragbar – weder unter dem Aspekt der «Nutzung günstiger Arbeitskräfte» noch im Hinblick auf die Bildungsqualität, welche unseren Kindern zusteht», schreibt kibesuisse in ihrem «Positionspapier zur Finanzierung pädagogischer Qualität in Kindertagesstätten». Ein Systemwechsel wird gefordert, doch tragen möchte diese Mehrkosten niemand. Laut kibesuisse würden die Mehrkosten für ausreichendes Fachpersonal in Kombination mit einem adäquaten Betreuungsschlüssel und den dazugehörigen Anstellungsbedingungen die Durchschnittskosten für einen Krippenplatz fast verdoppeln. Anfang März startete in der



Lisa Plüss ist Geschäftsleiterin einer Non-Profit-Organisation, die sieben Kitas betreibt. Foto: zVg



Die Mehrheit der Lernenden arbeitet vor der Ausbildung über ein Jahr lang als Praktikantin. Foto: istock/Lordn

Schweiz die Unterschriftensammlung zur Kita-Initiative. Gefordert wird eine Umverteilung der Kosten: Die Finanzierung soll solidarisch über das Steuersystem erfolgen. Der Bund soll zwei Drittel der Kosten übernehmen. Den Rest teilen sich Kantone, Gemeinde und Eltern. Ob und wann die Initiative vor das Volk kommt, ist unklar. Klare Stellung bezieht Kinderbetreuungsfachfrau Lara Zumbrunn: «Die Finanzierungsprobleme werden oft auf dem Rücken

von Praktikantinnen ausgetragen. Das ist nicht fair. Das Problem ist das System, und das sollte geändert werden.» Betreffen werden Lara Zumbrunn mögliche Änderungen kaum mehr. Sie macht im Moment die Berufsmatura und würde später gerne studieren. ■

**Christa Wüthrich**

### Weiter im Netz

<https://savoirsocial.ch> > Projekte > Unabhängige Praktika – Info zu runden Tischen und Massnahmen

<https://www.ehb.swiss/obs/praktika-vor-lehrbeginn> – Publikation «Trend im Fokus: Praktika vor Lehrbeginn»

## Generation Praktikum

Sie hangeln von einem Praktikum zum nächsten: junge Bewerbende, die keinen festen Job oder keinen festen Ausbildungsplatz finden. Das Phänomen ist bekannt als «Generation Praktikum» – ein Begriff, der seit der Jahrtausendwende europaweit in den Medien kursiert.

Betroffen sind einerseits Jugendliche, die für eine Lehrstelle oder eine weiterführende Schule ein Praktikum vorweisen müssen. Andererseits werden Praktika von

Hochschulabsolventinnen und -absolventen gemacht, weil sie Berufserfahrung für eine künftige Festanstellung benötigen. Wie viele Arbeitnehmende schweizweit davon betroffen sind, ist unklar. Die letzte Studie des Bundes liegt 17 Jahre zurück und befasste sich einzig mit Absolventinnen und Absolventen von Universitäten und Fachhochschulen. Die Praktikumsquote, gemessen über einen Zeitraum von 15 Jahren, schwankte damals zwischen 11 und 15 Prozent.

Gewerkschaften fordern seit Längerem neue Erhebungen, die auch Berufslernende

einbeziehen, und verlangen von den Kantonen eine gesetzliche Reglementierung der Praktika. Schweizweit sind auf kantonomer Ebene zahlreiche Vorstösse hängig.

**Caroline Kienberger**

# «Sicherheit und Vertrauen sind entscheidend»

Interview:  
Deborah  
Conversano

Fotos:  
Philipp Baer

Der Start in den Kindergarten ist für die Kinder ein grosser Moment. Gefordert sind auch die Erwachsenen, die sie begleiten – sei es daheim, im Kindergarten oder bei der Tagesbetreuung. Warum die Vorbereitung das A und O ist und wie nützlich Netzwerke sind, erklärt Corina Wustmann Seiler, Forscherin an der PH Zürich.



**BILDUNG SCHWEIZ: Viele Kinder erleben derzeit ihre ersten Tage im Kindergarten. Eine aufregende Zeit.**

**Was braucht es, damit es gut kommt?**

CORINA WUSTMANN SEILER: Ganz wichtig ist, dass alle Akteure gut vorbereitet sind: Die Kinder selbst, aber auch die Eltern, die Lehrpersonen, die Fachpersonen in Kita, Spielgruppe und schulischer Tagesbetreuung. Dadurch fühlt sich das Kind sicher. Zudem ist es zentral, dass sich alle Beteiligten während des Übergangs gut absprechen. Diese Begleitung sollte längerfristig, bis in den Herbst oder sogar Winter, gedacht werden.

**Was konkret meinen Sie mit Vorbereitung?**

Idealerweise setzen sich die Kinder und ihre Eltern schon im Frühling mit dem Kindergarten auseinander. Sie können beispielsweise zusammen den Kindergartenweg ausprobieren oder Bücher zum Thema anschauen. Wichtig ist zudem der Austausch mit dem Kind darüber, worauf es sich freut, aber auch, was ihm noch Sorge bereitet. Vielleicht ist es traurig über

*«Die Begleitung in den Kindergarten sollte längerfristig, bis in den Herbst oder Winter, gedacht werden.»*

den Austritt aus der Spielgruppe oder Kita, weil es manche Kinder nicht mehr regelmässig sieht. Das kann Verlustängste und Trauer auslösen. Diese Abschiede müssen Platz haben. Eltern und Kind können dann gemeinsam überlegen, wie man bestehende Freundschaften weiterpflegen kann.

**Wie sieht die Vorbereitung der Lehrpersonen aus?**

Auch diese muss langfristig ausgelegt sein. Dazu gehören didaktische Überlegungen zu den ersten Tagen und Wochen sowie das Planen der Elternkontakte. Zusätzlich stellen sich organisatorische Fragen: Welches Kind braucht besondere Förderung und wer leistet diese? Wer geht nach dem Kindergarten in welchen Hort? Unterstützt mich in der Anfangszeit eine

Klassenassistentin oder Teamteachinglehrperson? Übergänge zeichnen die Arbeit der Lehrpersonen im Kindergarten aus. Trotzdem müssen auch sie sich jedes Jahr neu reflektieren und die verschiedenen Bedürfnisse und Fähigkeiten der Kinder berücksichtigen.

**Woran merken Eltern und Lehrpersonen, dass sich ein Kind schwertut mit dem Übergang in den Kindergarten?**

Am eindeutigsten ist es, wenn das Kind selbst äussert, dass es nicht gerne in den Kindergarten geht oder sich den Weg nicht zutraut. Das Kind wehrt sich stark dagegen, weint und kann sich nicht auf den Unterricht einlassen. Auch Verhaltensänderungen, wenn es zum Beispiel ängstlicher oder impulsiver reagiert als üblich, können Anzeichen sein.

**Wie kann man das Kind unterstützen?**

Indem man dort ansetzt, wo seine Fähigkeiten und Interessen sind. Es ist wichtig, den Beziehungsaufbau zur Lehrperson und zu den neuen Kindern ins Zentrum zu stellen. Bekannte und neue Spiel- und Lerngelegenheiten erleichtern das Ankommen des Kindes. Auch Rituale oder Übergangsobjekte, zum Beispiel ein Kuscheltier, können helfen. Wichtig sind vor allem Gespräche über individuelle Bedürfnisse und Lösungen.

**Sie haben zum Einstieg in den Kindergarten geforscht und dafür mit verschiedenen Fachpersonen gesprochen. In der daraus entstandenen Broschüre schreiben Sie, Erwachsene erwarten oft zu viel von den Kindern.**

In den Interviews haben wir von den Fachpersonen oft gehört, dass Eltern häufig den Anspruch äussern, dass das Kind innert einer oder zwei Wochen den Übergang meistert. Das funktioniert nicht immer. Manche Kinder brauchen schlicht mehr Zeit, Begleitung und Unterstützung. Die Erwachsenen müssen dann gemeinsam überlegen, was realisierbare Erwartungen und Meilensteine sind. Die Kinder sollen spüren, dass man ihnen etwas zutraut, aber nicht zu viel von ihnen erwartet.

**Können Sie ein Beispiel geben?**

Ein klassisches Beispiel ist das Trockensein. Nicht alle Kinder schaffen das zum Kindergartenstart. Druck wäre hier kontraproduktiv. Zudem erwarten manche Eltern, dass das Kind nach einer problemlosen Kita-Eingewöhnung auch den Eintritt in den Kindergarten mühelos meistert. Im Kindergarten sind die Kinder jedoch Teil einer neuen Gruppe und erleben neue Bezugspersonen. Die früheren Erfahrungen in der Kita und Spielgruppe können dennoch enorm hilfreich sein, zum Beispiel der Umgang mit Regeln und Gruppen sowie die Ablösung von zu Hause.

**Gab es in den Gesprächen mit den Fachleuten etwas, das Sie überrascht hat?**

Am meisten überrascht hat uns, wie schwierig es ist, die Netzwerkarbeit und Kooperation zwischen den einzelnen Institutionen umzusetzen. Alle berichten, wie

*«Die Kinder sollen spüren, dass man ihnen etwas zutraut, aber nicht zu viel von ihnen erwartet.»*

bereichernd und hilfreich diese für die Übergangsbegleitung sind. Aber es verlangt sehr viele Ressourcen. Erst, wenn es eine verbindliche Struktur gibt, die für alle transparent ist, bleibt die Kooperation nachhaltig.

**Wer ist in der Verantwortung, damit eine solche Zusammenarbeit klappt?**

Alle Leitungspersonen von Kindergarten, Kita, Schule und anderen Organisationen spielen eine zentrale Rolle: Sie müssen den Raum dafür schaffen und gemeinsam ein Übergangssystem entwickeln. Das heisst beispielsweise bei Lehrpersonen, dass der Austausch mit anderen Fachpersonen in Kita, Spielgruppe und Hort als Teil des Arbeitsalltags anerkannt ist. Zudem sind übergeordnete Organisationen, seien es Behörden, Pädagogische Hochschulen oder Dachverbände wie der LCH, gefragt. Sie können die unterschiedlichen Akteure dabei unterstützen, am gleichen Strang zu ziehen, sei es durch

gemeinsame Zielvereinbarungen und Konzepte, Eingewöhnungsmodelle oder übergreifende Weiterbildungen. Im Kindergarten wird sehr viel gute Arbeit geleistet. Ich wünsche mir für die Zukunft ein gutes Zusammenspiel von Praxis, Ausbildung und Forschung. So können konstruktive und praxistaugliche Modelle entstehen, die im Umgang mit der Heterogenität der Kinder und Akteure helfen.

#### **Manche Kinder treten gleichzeitig in den Kindergarten und in einen Hort ein. Wie stecken sie das weg?**

Das steht und fällt mit der Vorbereitung. Zudem spielen die konkreten Rahmenbedingungen eine Rolle: Wie ist die Gruppenstruktur? Kennt das Kind viele andere aus dem Kindergarten? Wie stark geht man auf die Jüngsten ein? Sie bilden in der Regel die grösste Gruppe und haben gleichzeitig den grössten Betreuungsbedarf. Mancherorts findet die Eingewöhnung in die Tagesstrukturen bereits ein, zwei Monate vor dem Kindergartenstart statt. Ein solcher gestaffelter Start ist sinnvoll, denn er entzerrt diese beiden Übergänge. Ist dies nicht möglich, hilft es, wenn Kinder bereits vorab die Tagesstrukturen

besuchen und die Bezugspersonen und Räume kennenlernen können.

#### **Wenn Kinder trotzdem parallel an zwei Orten starten, was muss man beachten?**

Ich empfehle mit kurzen Horttagen zu beginnen und die Zeit Stück für Stück auszubauen. Auch der Weg zwischen Kindergarten und Tagesbetreuung benötigt Aufmerksamkeit. Wer stellt diesen Weg sicher? Ideal wäre es, wenn beide Institutionen – Kindergarten und Hort – räumlich nahe und unter einem Dach wären.

#### **Weshalb?**

Die Wege entfallen und es ermöglicht eine grössere Kontinuität, wenn die Kinder beispielsweise den ganzen Tag die gleichen Spiel- und Lernräume nutzen können. Gehört alles auch organisatorisch zusammen, erleichtert es den Austausch von Personalressourcen und Informationen. Dadurch fliesst alles mehr ineinander und die Kinder erleben die Übergänge als natürlicher. Das schafft Sicherheit und Vertrauen, und diese zwei Dinge sind entscheidend, damit Kinder Übergänge gut bewältigen können. ■

#### **Weiter im Text**

Corina Wustmann Seiler und Kathleen Panitz: «Horizontale Übergänge am Schulanfang: Perspektiven, Handlungsbedarfe und Visionen», 2022, Pädagogische Hochschule Zürich und Pädagogische Hochschule Bern. Die Broschüre kann unter dem Suchbegriff «Horizontale Übergänge» auf der Website der PH Zürich gefunden und gratis heruntergeladen werden.

#### **Zur Person**

Corina Wustmann Seiler ist Professorin für Pädagogische Psychologie an der PH Zürich. Sie beschäftigt sich mit Themen wie Resilienz, Spiel oder Übergängen. Kürzlich hat sie zusammen mit Kathleen Panitz die Broschüre «Horizontale Übergänge am Schulanfang» verfasst. Diese entstand im Auftrag des Zürcher Volksschulamts. Corina Wustmann Seiler hat in ihrer früheren Tätigkeit am Marie Meierhofer Institut für das Kind unter anderem zusammen mit Institutsleiterin Heidi Simoni den Orientierungsrahmen für frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung in der Schweiz erarbeitet. Sie ist selbst Mutter von drei schulpflichtigen Kindern.



Corina Wustmann Seiler rät Eltern, ihre Kinder frühzeitig auf den Start in den Kindergarten vorzubereiten.

# «Ich freue mich auf die Hausaufgaben»

Erik Harmutter ist seit ein paar Wochen Erstklässler. Sein erster Schultag bleibt für ihn und seine Familie unvergesslich. Dieser war schon lange vorher ein Thema. BILDUNG SCHWEIZ hat die Familie auf diesem Weg begleitet.

Können Sie sich noch an Ihren eigenen ersten Schultag erinnern? Bei mir liegt er inzwischen 25 Jahre zurück. Das Kribbeln im Bauch, als der Wecker zum ersten Mal klingelte, habe ich nicht vergessen. Der orange Leuchtgurt, den ich mir überstreifen musste, wurde gegen einen gelben eingetauscht und ich machte mich mit Zahnöl und neuen Kleidern auf den Weg zur Schule. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich mich schon Tage davor darauf gefreut habe, endlich zu den «Grossen» zu gehören.

## Zwei Wochen vor dem Schulanfang

Erik Harmutter, er wohnt in Brunegg im Kanton Aargau, ergreift es diesen Sommer ganz ähnlich. Er ist der zweitälteste Sohn der Familie, sein Bruder Finn geht bereits in die Schule, seine kleine Schwester Emma startet im Kindergarten. Als ich

Erik das erste Mal spreche, dauert es noch zwei Wochen, bis die Schule beginnt. Gemeinsam mit seiner Mutter Beatrice Harmutter erzählt mir der kleine Junge,

*«Ich bin überhaupt nicht nervös.»*

wie es ihm geht, wenn er an den ersten Tag denkt. «Ich bin überhaupt nicht nervös», betont er und grinst. Worauf er sich freut? «Auf die Hausaufgaben!» Seine Mutter ergänzt lächelnd: «Schon beim Schnuppertag vor den Sommerferien hat sich Erik gewundert, dass es keine Hausaufgaben gab.»

## Frau Zubler, Eriks Lehrerin

Seine Lehrerin Frau Zubler hat Erik am Schnuppertag vor den Sommerferien

kennengelernt. Und seine Mitschülerinnen und -schüler kennt Erik bereits von vorher. «Normalerweise ist der Unterricht altersdurchmischt, da Brunegg ein kleines Dorf ist. Aber in diesem Jahr gab es so viele Kindergärteler, dass alle gemeinsam in die erste Klasse gehen», erklärt Beatrice Harmutter.

Am Schnuppertag stand Deutsch auf dem Programm, wo Erik bereits das Deutschheft erhalten hat. Dieses ist nun im neuen Schulheft eingepackt, den er im März erhalten hat: schwarz mit weissen Blitzen und Robotern darauf. Auch das Etui und das Federmäppchen haben dasselbe Motiv. «Er hat den Schulheft zu seinem Geburtstag zusammen mit seiner Gotte ausgewählt», erzählt Beatrice Harmutter. Erik ergänzt: «Der hat mir von allen am besten gefallen. Ich freue mich darauf, damit in die Schule zu gehen.»



Endlich. Erik Harmutter zieht los. Schon Wochen davor freute er sich auf seinen ersten Schultag. Fotos: Philipp Baer

### Vor dem ersten Schultag

Beatrice Harmutter weiss von ihrem älteren Sohn Finn, wie der erste Tag in Brunegg ablaufen wird. «Der Morgen startet um neun Uhr. Erst gibt es eine Eröffnungsfeier in der Turnhalle, an der die Kinder der ersten Klasse und des Kindergartens mit ihren Eltern teilnehmen», erzählt sie. Anschliessend werden die Kinder zu ihren Klassenlehrpersonen gebracht. Die Eltern dürfen ebenfalls dabei sein. In der ersten Klasse bleiben sie bis zur Pause.

Gibt es auch etwas zu essen, möchte Erik von seiner Mutter wissen. «Nein, das nicht», antwortet sie lächelnd. Beatrice Harmutter freut sich ebenso wie Erik auf dessen grossen Tag. «Im Kindergarten war es Erik in den letzten Monaten sehr langweilig.»

### Eine deutsche Tradition und Pizza

Gerne möchte ich von Beatrice Harmutter wissen, wie sich die Familie auf den Tag vorbereitet. Die gebürtige Deutsche erzählt: «Derjenige, der in die erste Klasse geht, kriegt eine Schultüte. Das ist eine Tradition, die ich in die Familie hineingebracht habe.» Die Tüte sei gefüllt mit Materialien für die Schule, Süssigkeiten

*«Was ist ein Maskottchen?»  
«Ein Glücksbringer für den ersten Tag.»*

und einem Maskottchen für den ersten Schultag. «Was ist ein Maskottchen?», möchte Erik wissen. «Ein Glücksbringer für den ersten Tag», erklärt seine Mutter. Erik strahlt. «Auf die Schultüte freue ich mich sehr.» Und nicht nur darauf; Erik darf auch das Essen für seinen ersten Schultag auswählen. Das ist ebenfalls eine Tradition bei den Harmutters. Was er sich wünscht, weiss Erik schon zwei Wochen vor dem grossen Tag. «Pizza!», kommt es, wie aus der Pistole geschossen.

### Ein Goal gegen die Grossen

Dann ist endlich der herbeigesehnte erste Schultag da, ein strahlend schöner Montagmorgen im August. Die Sonne scheint, kleine Schleierwolken schmücken den



Emma und Erik zusammen mit den Eltern Beatrice und Sebastian Harmutter zu Hause im Garten. Der grosse Bruder Finn ist beim Fototermin gerade in der Schule.

Himmel, als Erik in einem blau-weiss-braunen T-Shirt, kurzen Hosen und der neongelben Weste zum ersten Mal in die Schule marschiert. Sein neuer Schultheik ist natürlich dabei.

Ich treffe die Familie Harmutter nach dem Mittagessen. Für Erik gab es, ganz nach seinem Wunsch, ein grosses Stück Salami-Pizza. Erik, seine kleine Schwester Emma und die Eltern sitzen am Tisch, Eriks älterer Bruder Finn isst in der Schule.

Erik ist etwas aufgeregt, aber er strahlt, als er von seinem ersten Morgen in der Schule erzählt. «Wir haben in der Pause Fussball mit den Grossen gespielt und dabei sogar ein Goal geschossen», berichtet er stolz. Sein Vater Sebastian Harmutter, der neben ihm sitzt und der bis zur Pause mit Erik im Klassenzimmer war, ergänzt lächelnd: «Als die Schulglocke zur Pause klingelte, sprangen die Schülerinnen und Schüler sofort auf. Alle waren schon draussen, nur wir Eltern sassen noch drin.»

### Schultüte, Wundertüte

Dass Fussball Eriks Leidenschaft ist, sehe ich auch, als Erik mir die Schultüte

zeigt, die seine Mutter für ihn organisiert hat. Darauf sind die Spieler von England und Deutschland abgebildet, denn England ist Eriks Lieblingsmannschaft. Sein Lieblingsspieler? «Diego Maradona», antwortet er sofort. Mit leuchtenden Augen zeigt Erik, was sich alles in seiner Tüte befindet: eine Trinkflasche, Stifte, Radiergummis, ein Heft, Süssigkeiten und ein Vier-Gewinnt-Spiel. «Ein paar Gummibärchen habe ich schon gegessen», verrät er grinsend und reicht seiner kleinen Schwester Emma ein Bonbon aus der Tüte.

### Erik spielt Ukulele

Wie war nun dieser erste Morgen in der ersten Klasse, möchte ich von Erik wissen. Worauf er zu erzählen beginnt: «Wir haben nun feste Plätze. Wir durften sie aber nicht selber wählen. Ich sitze neben Diego.» Das passt jedoch gut, denn Diego ist sein bester Freund.

Auf dem Programm standen die Fächer Deutsch, Musik und Rechnen. Im Musikunterricht durfte Erik Ukulele spielen, was ihm Spass gemacht hat. Sein Vater, der ihm dabei zusah, ergänzt schmunzelnd: «Er möchte das Musikinstrument

nun gleich lernen.» Von seiner Lehrerin Frau Zubler ist Erik begeistert: «Sie ist sehr nett», findet er und lächelt unter seinen blonden Haaren treuherzig hervor.

#### Rechnen – nur bis 20

Erik freut sich schon auf den nächsten Tag – auch wenn der Wecker bereits um sieben Uhr klingeln wird. Er weiss bereits, was ihn vom Stundenplan her erwartet: «Morgen habe ich Deutsch, Mathe und Turnen», zählt er auf. Diese drei Fächer mag er besonders, davon ist er jetzt schon überzeugt. Schon im Kindergarten turnte er gerne. Zeichnen hingegen mag er weniger. «Das ist immer das Gleiche», gesteht er.

Ein bisschen nervös macht ihn die bevorstehende Mathematiklektion, weil

er Rechnen im Kindergarten noch nicht hatte. Dennoch sei er enttäuscht gewesen, als er von seinem Bruder erfahren habe, dass man in der ersten Klasse nur bis 20 rechne. «In der zweiten dann bis 100 und in der dritten 500», weiss Erik nun zu

*«Wir hoffen, dass seine Freude und Motivation für die Schule noch lange anhalten.»*

berichten. Darauf ist er gespannt. Nun geniesst er aber zuerst seinen ersten Tag als Erstklässler, verschlingt genüsslich die Süssigkeiten aus seiner Schultüte. Beatrice lächelt und meint: «Wir hoffen, dass seine Freude und Motivation für die Schule noch lange anhalten.»

#### Die ersten Hausaufgaben

Jetzt ist diese Freude jedenfalls riesig und frisch. Sein bei meinem ersten Besuch geäussert Wunsch ging nämlich in Erfüllung: Im Deutsch gab es zum ersten Mal Hausaufgaben. Erik zeigt das Aufgabenblatt gerne her. Darauf sollen Lautgesichter mit dem jeweiligen Buchstaben verbunden werden. «Das habe ich schon erledigt», sagt er stolz und versorgt es in seinem neuen Schulthek. Nun kann er den sonnigen freien Nachmittag draussen im Garten auf dem Trampolin geniessen. ■

Fiona Feuz



Erik mit seiner kleinen Schwester und seiner Mutter am Mittag nach dem ersten Schultag.

# Berufe im Realitätscheck

Text und Fotos:  
Claudia  
Baumberger

An den SwissSkills zeigen angehende Berufsleute ihr Können – und vermitteln Jugendlichen einen ersten Eindruck von Lehrberuf und Arbeitswelt. BILDUNG SCHWEIZ begleitet eine Klasse und erfährt dabei von ihren Wünschen und Erwartungen an die Zukunft.



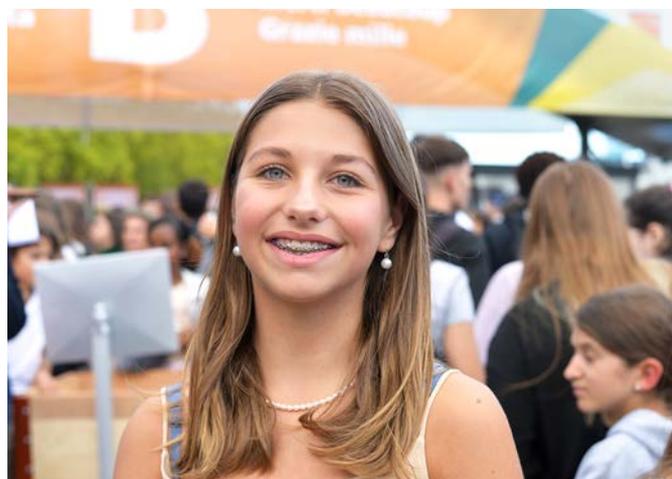
«Wer muss putzen, wenn ein Kind erbricht?» Jael und Ege sind mitten in einem Gespräch. Jael geht im bernischen Münchenbuchsee in die achte Klasse und möchte gerne Fachfrau Betreuung für Kinder werden. Ege ist im dritten Lehrjahr dieser Ausbildung, arbeitet in einer Kita und möchte später einmal Teamleiter werden. An der Berufsmesse und den Berufsmeisterschaften SwissSkills steht er interessierten Jugendlichen Red und Antwort. «Wer am nächsten ist, putzt. Genau darum ist es wichtig, teamfähig zu sein. Jede und jeder packt dort an, wo es gerade nötig ist.»

### Gute Gespräche begeistern

Am Stand der sozialen Berufe, zu denen auch Fachfrau Betreuung zählt, finden keine Berufsmeisterschaften statt. Dafür gibt es mehrere Posten, an denen die Jugendlichen Aufgaben aus dem Berufsalltag ausprobieren können. Zum Beispiel können sie einen Rollstuhl durch einen Parcours

### «Leute wie dich brauchen wir!»

schieben. Zudem stehen Lernende und Fachpersonen für Fragen zur Verfügung. Sie erklären den Jugendlichen, welche Ausbildungen es gibt und wie diese aufgebaut sind. «Was ist in diesem Beruf wichtig?», fragt Jael. Ege: «Man braucht viel Geduld und eine gute Beobachtungsgabe. Die Beobachtungen muss man auch schriftlich formulieren können.» Wichtig seien darum gute Deutschkenntnisse. Rechnen sei hingegen weniger wichtig. Dann macht er mit Jael eine Übung. Zuerst schauen sie zusammen eine kurze Filmsequenz aus einer Kita an. Dann soll Jael erzählen, was sie gesehen hat und darlegen, wie sie reagiert hätte.



Jael möchte eine Lehre als Fachfrau Betreuung für Kinder machen.

Ege lobt ihre Beobachtungsgabe: «Leute wie dich brauchen wir!» Das Gespräch zwischen den beiden geht weiter. Ege fragt Jael, warum sie sich für diesen Beruf interessiert und

### «Das musst du unbedingt in die Bewerbung schreiben.»

was sie bereits für Erfahrungen mit Kleinkindern gesammelt hat. Jael hütet regelmässig Kinder von Nachbarn. «Das musst du unbedingt in die Bewerbung schreiben, so sieht man, dass du bereits Erfahrung beim Übernehmen von Verantwortung hast», rät Ege.

Als «mega cool» beurteilt Jael anschliessend das Gespräch mit Ege. Sie strahlt über das ganze Gesicht und will nun eine Schnupperlehre in einer Kita machen. «Ege hat es so gut erklärt und mich motiviert», freut sie sich. Sorgen macht sie sich einzig, ob sie auch eine Lehrstelle finden wird. Denn sie möchte nach der Schule gleich mit der Lehre anfangen und nur, wenn es nicht anders geht, ein zehntes Schuljahr absolvieren.

### Tipps vom Goldmedaillengewinner

Fatlind, ein Klassenkamerad von Jael, versucht sich derweil als Staplerfahrer. Es verlangt einiges an Geschicklichkeit, um mit einem Gegengewichtsstapler einen Metallstift entlang einer Form zu bewegen. Fatlind zeigt dabei grosses Geschick. Er sitzt in einem Stapler, reckt seinen Kopf hinauf und hinunter und hantiert gleichzeitig mit beiden Händen an Knöpfen. Ein paar Meter entfernt messen sich Lernende in derselben Disziplin: In der Logistik, zu welchem Bereich Staplerfahrer gehören, werden Wettkämpfe abgehalten.



Fatlind informiert sich über die Arbeit der Logistiker und sammelt erste Erfahrungen im Staplerfahren.

An Theorieposten und im Parcours kämpfen junge Berufsleute um die Medaillen. Fatlind schaut fasziniert zu. Er kam durch YouTube-Videos auf den Beruf. Am Stand der Logistikerinnen und Logistiker informiert er sich nun über die Anforderungen, die Ausbildung und den Berufsalltag. Ein ehemaliger Goldmedaillengewinner der Schweizer

*«Das ist ein Beruf für mich.»*

Berufsmeisterschaft gibt Fatlind Tipps beim Staplerfahren. Danach unterhält sich Fatlind mit Fachleuten und Ausbildnern. Er erfährt, dass es für diesen Beruf ein gutes räumliches Vorstellungsvermögen braucht, dass man gut Rechnen können muss und dass eine gute körperliche Konstitution vorausgesetzt wird. Es gibt drei Fachrichtungen: Lager, Distribution und Verkehr. Nach eingehender Beschäftigung mit dem Beruf resümiert Fatlind: «Der Beruf des Logistikers ist sehr spannend, am liebsten würde ich in einem Lager arbeiten.» Natürlich ist da auch noch das Staplerfahren, das es ihm besonders angetan hat. Nun will er eine Schnupperlehre als Logistiker machen und vor allem viel Mathematik büffeln. Denn hier sieht er Aufholbedarf.

### Berufswahl zwischen Freude und Sorgen

Auch Safaa und Aurela gehen in die achte Klasse in Münchenbuchsee. Die beiden besuchen als erstes den Stand der Medizinischen Praxisassistentinnen (MPA) und sind begeistert von diesem Beruf: Der Arbeitsalltag ist sehr abwechslungsreich. «Das ist ein Beruf für mich», ist Aurela überzeugt, die sich sehr für Medizin interessiert. Auch für Safaa steht dieser Beruf auf Platz Eins. Da sich beide jungen

### SWISSSKILLS 2022

Die SwissSkills fanden vom 7. bis 11. September in Bern statt. Dabei konnten 150 Lehrberufe, davon 85 im Rahmen der Schweizer Berufsmeisterschaften, entdeckt und erlebt werden. Ziel der SwissSkills ist es, den Berufsnachwuchs zu fördern sowie das Image und Ansehen der Berufslehre zu stärken. Für Jugendliche, Eltern und Lehrpersonen zeigt die Berufsmesse die Vielfalt und Karrierechancen der Berufslehre auf. Während der SwissSkills wurden die Berufe in einer authentischen Umgebung vorgeführt. Dafür wurde eine temporäre «Fabrik» für 150 Berufe und 1000 Berufsleute aufgebaut. Die Besuchenden konnten die Berufe selbst ausprobieren. Zudem standen Lernende, Lehrabgänger und Lehrabgängerinnen sowie Experten und Expertinnen für Fragen zur Verfügung. Auch der LCH war mit einem Stand im Teacher's Corner präsent. Insgesamt besuchten 2600 Schulklassen die SwissSkills.



Safaa und Aurela hoffen auf eine Schnupperlehre als Medizinische Praxisassistentinnen. Sie informieren sich aber auch über soziale Berufe.

Frauen sehr für soziale Berufe interessieren, schauen sie sich danach noch den Stand der Fachfrauen Betreuung Fachrichtung Kind an. Auch das wäre etwas, doch an erster Stelle steht der Wunsch nach einer Schnupperlehre als MPA. Beide schauen zuversichtlich in die Zukunft und wünschen sich, dass sie Spass an der Arbeit und ihrem Beruf haben werden. Sorgen bereitet auch ihnen der Gedanke, dass sie für ihren Wunschberuf keine Lehrstelle finden.

### Schritt für Schritt zum Berufswunsch

Jordi Puerro ist der Lehrer von Jael, Safaa, Aurela und Fatlind. Er führt die Mehrjahrgangsklasse im Schulhaus Bodenacker. Die Realklasse umfasst die ganze Oberstufe vom 7. bis zum 9. Schuljahr. Damit betreut Puerro alle Phasen der Berufswahl auf einmal: Die Siebtklässler haben sich noch kaum mit der Berufswahl auseinandergesetzt. Das fängt mit dem Besuch der SwissSkills an. Die Achtklässler waren im Jahr davor bereits an der Berufsausbildungsmesse und beginnen jetzt, Schnupperlehren zu organisieren. Die Neuntklässler sollten inzwischen einen Berufswunsch haben und starten mit den ersten Bewerbungen für Lehrstellen.

«Der Vorteil einer Mehrjahrgangsklasse ist, dass die Jugendlichen schon von der siebten Klasse an sehen, wie die Berufswahl abläuft», erklärt Puerro. In der achten Klasse folgen die Schnupperlehren. Die Jugendlichen lernen, meistens im Rahmen des Deutschunterrichts, Bewerbungsbriefe zu schreiben, ihren Lebenslauf zu verfassen und üben Telefonate und Bewerbungsgespräche. Werden die Erfahrungen in den Schnupperlehren die Eindrücke an den SwissSkills bestätigen? BLDUNG SCHWEIZ wird die Klasse in einem halben Jahr nochmals treffen und berichten. ■

# Auf Herz und Nieren getestet

Eignungstests für Sekundarschülerinnen und Sekundarschüler sollen das Zusammenfinden von Jugendlichen, Berufen und Unternehmen erleichtern. Längst haben sich bei den Ausbildungsbetrieben auch Tests kommerzieller Anbieter etabliert. Lehrpersonen stehen den Abklärungen kritisch gegenüber.

Sieben Jahre wurde Julia, eine fiktive Sekundarschülerin, getestet und geprüft. Jetzt, in der achten Klasse, geht es erst richtig los. Es ist kurz vor Weihnachten und Julia sitzt vor ihrem ersten Stellwerktest. Dieser auf die Lehrpläne abgestimmte und vom Lehrmittelverlag St. Gallen entwickelte Test kommt in verschiedenen Kantonen wie Zürich, St. Gallen oder Schwyz zum Einsatz. Julias Testresultate in Mathe, Deutsch, Französisch und Englisch sollen ihr und ihrer Lehrperson eine Standortbestimmung in Bezug auf den anstehenden Berufswahlprozess ermöglichen: «Für die gezielte

*«Berufsspezifische Testsrunden den Gesamteindruck eines Bewerbers oder einer Bewerberin ab.»*

Berufsvorbereitung kann das persönliche Stellwerkprofil mit jenem verschiedener Lehrberufe verglichen werden», heisst es auf der Stellwerk-Website.

Im darauffolgenden Frühling schnuppert Julia das erste Mal bei verschiedenen Unternehmen Berufsluft und muss dort zwei weitere Eignungstests absolvieren – nebst einem betriebseigenen Test den sogenannten Multicheck, eine von einem privaten Anbieter eigens für die Branche von Julias Schnupperlehranbieter entwickelte Eignungsanalyse. Dafür muss Julia 100 Franken aus dem eigenen Sack bezahlen.

Das geht nicht nur Julia so. «Lehrstellensuchende müssen solche Eignungstests von privaten Anbietern sehr häufig vorweisen», sagt Anita Gasser, Lehrperson an der Oberstufenschule Wädenswil.

## Gesamteindruck abrunden

Warum greifen Unternehmen überhaupt auf solche Eignungstests von privaten Anbietern zurück? «Aus unserer Sicht runden solche berufsspezifischen Tests den Gesamteindruck eines Bewerbers oder einer Bewerberin ab», sagt Kevin Blätter, Mediensprecher von Coop. Dabei sei der Test aber nur einer von vielen Faktoren, die einen Einfluss auf die Rekrutierung hätten. Bei Coop ist man froh um

solche Tests, denn das Unternehmen bildet in allen 26 Kantonen Lernende aus. «Mit den verschiedenen Schulsystemen in den Kantonen ist es teilweise eine Herausforderung, den Überblick zu behalten», so Blätter. Hinzu kämen die unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe der Lehrpersonen, die Vergleiche erschweren würden. So wie Coop geht es auch anderen schweizweit tätigen Unternehmen.

## Persönlicher Eindruck zählt

Die UBS nutzt den Multicheck für angehende Informatik-Lernende. Wie Coop verwendet sie diesen ebenfalls nur als ein Instrument unter vielen. «Wir setzen den Check ein, weil er uns ergänzende Anhaltspunkte in Bezug auf Analysefähigkeit und Interesse für das Fachgebiet gibt», sagt Mediensprecherin Eveline Müller Eichenberger. Entscheidend seien dann aber die UBS IT-Rekrutierungstage, die vor Ort einen persönlichen Eindruck zum Kandidaten und seiner Eignung für Informatik ermöglichen würden.

Claudio Caduff ist Professor für Fachdidaktik der beruflichen Bildung an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Seiner Ansicht nach sollten der Wert von derartigen Tests – wie auch jener von Schulnoten – generell relativiert werden. Seriöse

Ausbildungsbetriebe achten gemäss seinen Erfahrungen darum auch auf viele andere Persönlichkeitsmerkmale, die sich besonders in den Schnupperlehren zeigen würden.

## Chancengleichheit in Gefahr

Sekundarlehrerin Anita Gasser versteht zwar, dass die Unternehmen Hilfsmittel zur Beurteilung brauchen, steht aber Eignungstests eher skeptisch gegenüber. «Abgesehen davon, dass wir als Lehrpersonen bei der Lehrstellensuche sowohl bei mündlichen Feedbacks an die Betriebe als auch bei schriftlichen Beurteilungen aufgrund der längeren Beurteilungszeit ein fundierteres Bild geben können, sehe ich auch Probleme in Bezug auf die Chancengleichheit», so Gasser. Mittlerweile könne man sich nämlich auf gewissen Plattformen oder auch in den Berufsinformationszentren auf derartige Tests vorbereiten. «Diejenigen Jugendlichen mit Eltern, die sich mit dem Berufswahlprozess weniger auskennen, von diesen weniger unterstützt werden oder auch sprachlich nicht ganz so gewandt sind, haben dann weniger Chancen.» Und dies, obwohl sie vielleicht für die betreffende Stelle sehr geeignet wären, wie Gasser hervorhebt.



Welcher Beruf passt zu mir? Online-Eignungsabklärungen sollen Jugendliche zu passenden Berufen und Lehrstellen führen. Foto: iStock/ridofranz

Wegen der anfallenden Kosten bei gewissen Tests sieht auch die Bildungsdirektion des Kantons Zürich ein Problem bei der Chancengerechtigkeit. Sie mahnt: Um zu sehen, ob sich Jugendliche für einen Beruf eignen, seien viele Faktoren – wie Fähigkeiten, Interesse, Motivation und Persönlichkeit – zu berücksichtigen. Ein am Computer ausgefüllter Test sei nur eine Momentaufnahme und könne darum nur einen kleinen Ausschnitt aus all diesen Aspekten berücksichtigen.

#### Wissenschaftlich kaum untersucht

Auch den Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) beschäftigen standardisierte Eignungstests. Er steht den kommerziellen Tests kritisch gegenüber. Nebst den bereits erwähnten Kritikpunkten führt Beat Schwendimann, Leiter der pädagogischen Arbeitsstelle des LCH, ins Feld, dass es für private Eignungstests nach wie vor keine unabhängige Evaluation gebe. «Erschreckenderweise gibt es kaum wissenschaftliche Untersuchungen

*«Wir haben wahnsinnig hohe Erwartungen an unsere Schülerinnen und Schüler. Dabei sind sie erst 15 oder 16 Jahre alt.»*

oder eine offizielle Evaluation der kommerziellen Tests», so Schwendimann. Und die wenigen verfügbaren Studien hätten deutlich aufgezeigt, dass die kommerziellen Eignungstests die Berufseignung nicht verlässlich hätten bestimmen können. Ihre Aussagekraft sei nicht besser als jene von Schulzeugnissen.

«Aus Sicht des LCH ist es an der Zeit, dass Schulen, Behörden und Lehrbetriebe gemeinsam erarbeiten, wie Schülerinnen und Schüler zeitgemäss, fair und ganzheitlich beurteilt werden können.» Kommerzielle Leistungstests seien für Jugendliche im Berufswahlprozess – nebst Zeugnissen und Stellwerktests – eine zusätzliche Belastung bei der Stellensuche.

Dass diese Belastung für Jugendliche inzwischen ziemlich hoch ist, beobachtet auch Sekundarlehrperson Anita Gasser. «Ich habe den Eindruck, dass wir allmäh-

lich wahnsinnig hohe Erwartungen an unsere Schülerinnen und Schüler haben. Dabei sind sie erst 15 oder 16 Jahre alt», so Gasser. Mit Assessments mit komplexesten Aufträgen, hohen Erwartungen an eingeschickte Videos und ganz- oder halbtägigen Checks in verschiedenen Settings gleichen die Lehrstellenbewerbungsprozesse teilweise mittlerweile Vorstellungsverfahren für Erwachsene. «Da ist man sowohl als Lehrperson als auch als Eltern eingespannt. Manchmal frage ich mich, ob es unsere Jugendlichen ohne unsere Unterstützung überhaupt

noch schaffen würden, eine geeignete Lehrstelle zu finden.» ■

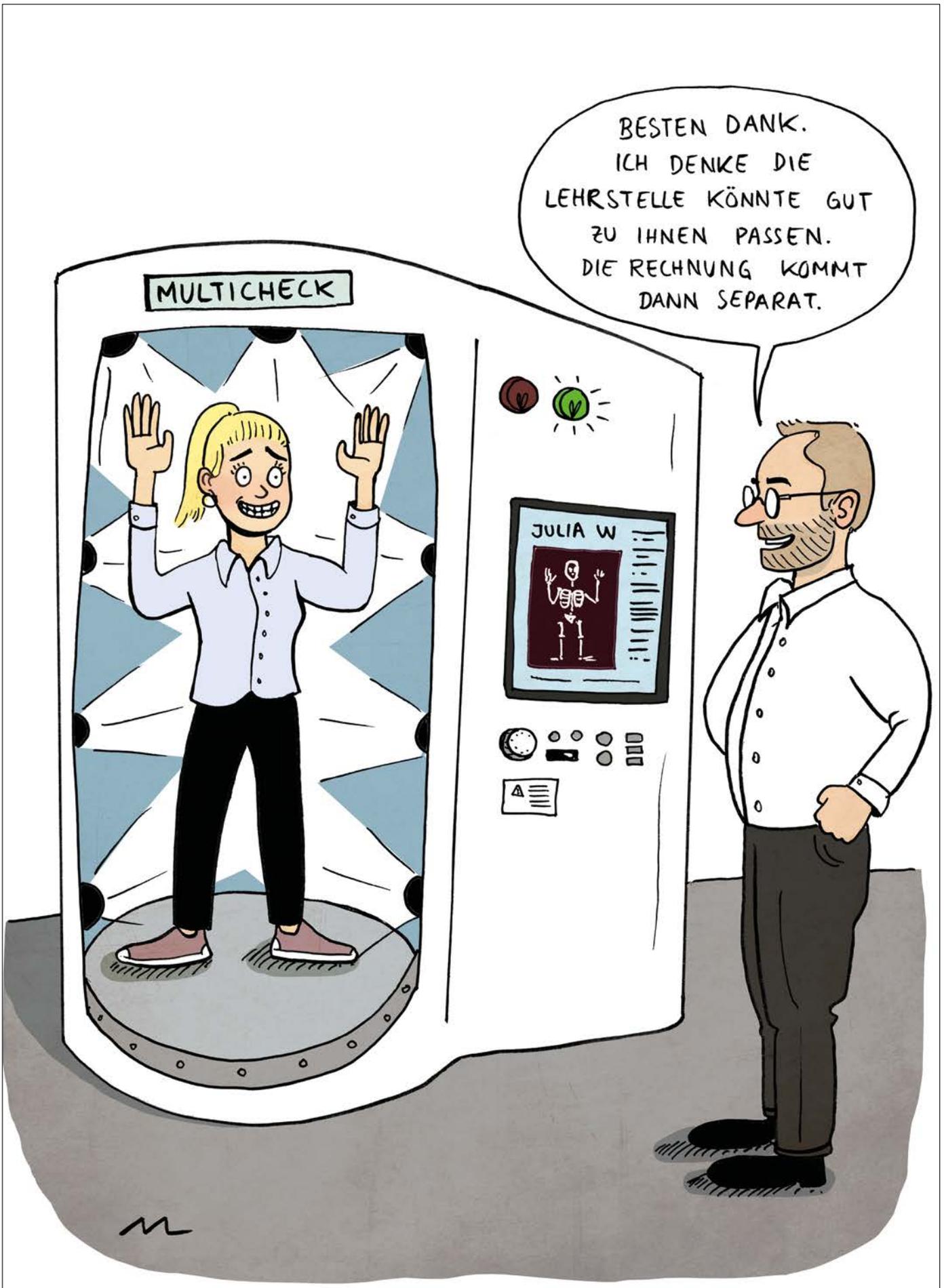
Marcel Hegetschweiler

## DIE WICHTIGSTEN EIGNUNGSTESTS

- **Berufs-Check** des Lehrstellenportals Yousty. Der Check ist nach Angaben des Herstellers eine kostenlose «Eignungsabklärung, welche die schulischen und intellektuellen Fähigkeiten der Jugendlichen den Anforderungen des Lehrberufes gegenüberstellt».
- **Basis-Check** des kommerziellen Anbieters Gateway One. Das schweizweit tätige Netzwerk für die duale Berufsbildung beschreibt den Check als eine «berufsneutrale Eignungsabklärung, die das persönliche Fähigkeitsprofil angehender Lernender aufzeigt».
- **Neun Multichecks** von Gateway One für die Bereiche Technisch, Beauty, Gewerbe, Media und Design, ICT/Informatik, Gesundheit/Soziales, Attest, Detailhandel/Service. Die Checks sind laut Gateway One «computerbasierte Abklärungen, die Schulwissen (...) und kognitive Fähigkeiten wie Logik, Kurzzeitgedächtnis, Merkfähigkeit, räumliches Vorstellungsvermögen und Konzentrationsfähigkeit erfassen».



Online-Eignungsabklärungen sind bei Unternehmen beliebt. Im Bild: der Berufs-Check des Portals Yousty. Bild: Screenshot/yousty.ch



Cartoon: Marina Lutz

# Sollen Kitas Infos über Kinder an den Kindergarten weitergeben?

Zurückhaltung oder Dokumentation: Es gibt für beide Haltungen gute Gründe. Datenschützerin Dominika Blonski und Lehrerin Laura Lutz setzen in ihrer Argumentation unterschiedliche Schwerpunkte.



Dominika Blonski, Datenschutzbeauftragte des Kantons Zürich, mahnt zur Vorsicht bei der Weitergabe von Informationen. Foto: zVg



Laura Lutz, Präsidentin Lehrpersonen Graubünden, plädiert für einen Austausch von Informationen. Foto: Caroline Kienberger

Wenn Informationen über Personen weitergegeben werden, gelten die Bestimmungen des Datenschutzes. Bei einer Kita, die im Auftrag einer Gemeinde Kinder betreut, und bei öffentlichen Kindergärten gilt das kantonale Datenschutzgesetz. Bei privaten Kitas und Kindergärten gilt das eidgenössische Datenschutzgesetz.

Kommt das kantonale Datenschutzgesetz zur Anwendung, dürfen Informationen über die Kinder weitergegeben

*«Es dürfen nur so viele Informationen weitergegeben werden wie nötig.»*

werden, wenn eine rechtliche Grundlage dafür besteht. Das gilt beispielsweise für laufende sonderpädagogische Massnahmen. Wenn das eidgenössische Datenschutzgesetz gilt, also im privatrechtlichen Bereich, braucht es die Einwilligung der Eltern.

In beiden Fällen dürfen immer nur so viel Informationen weitergegeben werden wie nötig – unabhängig davon, ob eine rechtliche Grundlage besteht oder die Eltern eingewilligt haben. Bei jeder Information muss überlegt werden: Was hilft der Lehrperson, um das Kind richtig zu betreuen? Aber auch: Braucht sie diese Information wirklich, um das Kind richtig zu betreuen? Dies ergibt sich aus dem Verhältnismässigkeitsprinzip.

Somit darf nicht das ganze Dossier über ein Kind weitergegeben werden. Dies gilt von Kita zu Schule und von Schule zu Schule, aber auch von einer Lehrperson zu einer Schulassistentin oder von der Schulleitung zur Lehrperson. Eine Assistentin etwa benötigt weniger Informationen als die Kindergartenlehrperson. ■

Die Erfahrungen und Erlebnisse, die kleine Kinder in ihren ersten fünf Lebensjahren bis zum Übergang in den Kindergarten und die Schule machen, prägen ihre schulische Laufbahn und ihr gesamtes weiteres Leben.

Oft sind die Kita oder die Spielgruppe der erste Ort, an dem ein Kind sich ausserhalb der elterlichen Obhut befindet und in die Gesellschaft eingegliedert wird. Nach einigen Monaten oder gar einem Jahr erkennen geschulte und erfahrene Kita- respektive Spielgruppenleiterinnen wesentliche Besonderheiten in der Entwicklung ihrer Schützlinge. Absprachen mit den übernehmenden Kindergartenlehrpersonen und die Kooperation mit dem schulärztlichen Dienst, der Logopädie und allenfalls der Psychomotorik

*«Absprachen mit übernehmenden Lehrpersonen und Kooperation mit dem schulärztlichen Dienst oder der Logopädie sind von grosser Bedeutung.»*

sind hier von grosser Bedeutung. Dank fixer Absprachen unter Einbezug der Eltern können Kinder auf ihre individuellen Bedürfnisse hin gefördert werden.

Im Kindergarten werden die Beobachtungen der Spielgruppenleiterin weitergeführt und das Kind kann, falls nötig, viel schneller auf seine Bedürfnisse angepasste Unterstützung erhalten. Wichtig ist, dass die Eltern von Beginn an über die Entwicklungsprozesse ihres Kindes und die Einschätzungen der betreuenden respektive unterrichtenden Fachpersonen informiert und in die Gespräche eingebunden werden. ■

# «Die Behauptung, dass alle Wege offenstehen, ist falsch»

Interview:  
Patricia Dickson

Fotos: Gion Pfander

Das Schweizer Bildungssystem ist nicht so durchlässig, wie es vorgibt. In der Praxis harzt es schon bei der Selektion, wenn Kinder für die Oberstufe eingeteilt werden. Die Lernentwicklung müsse besser berücksichtigt werden, finden die Bildungsforscherin Katharina Maag Merki und der Leiter für Berufsbildung Michael Kraft.



**BILDUNG SCHWEIZ: Ist frühe Selektion am Ende der Mittelstufe Fluch oder Segen für gute Bildung?**

KATHARINA MAAG MERKI: Es ist eindeutig ein Fluch. Es ist zu früh. Zudem gelingt es nicht, fair zu selektionieren. Besonders Kinder aus Familien ohne akademischen Hintergrund und solche mit Migrationshintergrund werden strenger beurteilt. Das widerspricht der Chancengleichheit. Wer falsch eingeschätzt wird, kann sein Potenzial nicht voll ausschöpfen.

MICHAEL KRAFT: Die frühe Selektion ist schwierig zu durchbrechen. Aus der Sicht der Berufsbildung ist der Zeitpunkt

*«Selektion ist nicht die primäre Aufgabe der Schule.»*

jedoch weniger relevant als die Frage, was die jeweilige Stufe später über das Können der Kinder aussagt. Lehrbetriebe brauchen einen Wert zur Orientierung. Ob die Einteilung in Leistungsniveaus jedoch wirklich aussagekräftig ist, ist fraglich.

**Wann würden Sie selektionieren?**

MAAG: Je später, desto besser. Dann

wissen die jungen Menschen eher, was sie wollen und können sich selbst besser einschätzen. Dann hängt der Selektionsentscheid weniger von der Herkunft ab.

**Die Selektion geht mit einer Stigmatisierung einher.**

**Das demotiviert so manche Realschülerinnen und -schüler.**

**Wie lässt sich das verhindern?**

MAAG: Im Fokus der Lehrpersonen sollte vor allem die Förderung der Kinder stehen – besonders in den ersten Schuljahren. Selektion ist nicht die primäre Aufgabe der Schule. Wenn es ab der 4. Klasse nur noch um den Übertritt geht, wird der Schulalltag ein permanentes Vergleichen. Individuelle Fortschritte geraten in den Hintergrund. Das beeinträchtigt die Lernmotivation und das Selbstvertrauen der Kinder.

KRAFT: In der Berufsbildung ergibt sich die Chance, die Freude am Lernen durch die praktische Anwendung wiederzuerwecken. Das hängt jedoch stark von den einzelnen Lernenden ab und der Zusammenarbeit mit ihren Ausbilderinnen und Ausbildern.

**Ist es nicht auch für Unternehmen ein Verlust, wenn junge Menschen schon**

**in der Schulzeit falsch beurteilt werden?**

KRAFT: Es ist vor allem ein Problem bei der Rekrutierung von Lernenden. Da werden Stufe, Noten und Multicheck-Resultate zu stark gewichtet. Sie geben

*«Dass Betriebe auf Multichecks ausweichen, ist eine Bankrotterklärung der Volksschule.»*

zwar eine erste Orientierung. Das reicht jedoch nicht. Es braucht ein Kennenlernen in der Praxis. Ob jemand in den Job und zum Betrieb passt, sieht man an einem Schnuppertag besser.

**Eigentlich ist die Beurteilung eine Kernkompetenz von Lehrpersonen. Warum sind sie offenbar nicht fähig, bessere Aussagen zuhanden der Lernenden und potenziellen Arbeitgeber zu machen?**

KRAFT: Dass Betriebe auf Angebote wie Multicheck-Tests ausweichen müssen, finde ich ehrlich gesagt eine Bankrotterklärung der Volksschule. Sie verpasst den Auftrag, mit Zeugnissen das Potenzial und Können der Jugendlichen vergleichbar zu machen. Eine ausführliche Einschätzung von Lehrpersonen ist valider als das Resultat eines Multichecks.

MAAG: Beurteilungen und Selektionsprozesse sind immer fehleranfällig. Man kann Kompetenzen nicht genau messen. Lehrpersonen können zwar innerhalb einer Klasse stärkere von schwächeren Schülerinnen und Schülern unterscheiden. Problematisch ist es im mittleren Bereich. Wo die Kompetenzen ähnlich sind, schlagen andere Faktoren wie der familiäre Hintergrund stärker durch.

**Können Sie das ausführen?**

MAAG: Einem Kind, das eine Fünf in einer Prüfung geschrieben hat, wird eine akademische Karriere eher zugetraut, wenn bereits die Eltern über höhere Bildung verfügen. Ein Kind aus klassischer Arbeiterfamilie oder mit fremdsprachigen Eltern muss tendenziell mehr als eine Fünf schreiben.



Michael Kraft kennt als Leiter Bildung beim Kaufmännischen Verband die Bedürfnisse der Lehrbetriebe, die Jugendliche nach der obligatorischen Schulzeit rekrutieren.



Bildungsforscherin Katharina Maag Merki zweifelt an der Durchlässigkeit des Schulsystems.

**Wie kann man sicherstellen, dass die Einstufung dem Potenzial einer Schülerin oder eines Schülers entspricht?**

MAAG: Es bräuchte klassenübergreifende Tests, damit Kinder besser eingeschätzt werden können – unabhängig

*«Das Problem sind nicht Noten per se.»*

vom Klassendurchschnitt. Sonst werden Lernende in guten Klassen unterschätzt, obwohl sie in durchschnittlichen Klassen zu den Besten gehören würden. Zudem müssen Lehrpersonen, am besten im Team, sicherstellen, dass die Kinder fair beurteilt werden.

**Der Verein für eine Volksschule ohne Selektion sagt, man soll Noten abschaffen. Wäre das eine Lösung?**

KRAFT: Das Problem sind nicht Noten per se. Man sollte ihnen jedoch nicht zu viel Gewicht geben. Auch die Multicheck-Tests, die manche Betriebe verwenden, geben kein vollständiges Bild ab. Sie sind nur Momentaufnahmen.

MAAG: Es gab schon viele Versuche, Noten abzuschaffen. Gelungen ist es bisher nicht. Da würden auch viele Eltern auf die Barrikaden gehen. Noten bleiben ein gesellschaftliches Bedürfnis, weil man sie kennt.

**Wie lässt sich die Situation also verbessern?**

MAAG: Noten müssen erläutert werden. Aussagekräftig wird eine Beurteilung erst, wenn die Noten mit ausformulierten Rückmeldungen über Stärken und Schwächen kombiniert werden. So wird die Zahl in ihrem Kontext wahrgenommen.

KRAFT: Die aktuelle KV-Reform könnte hier einen Weg aufzeigen: Im Laufe des Lernprozesses erhalten die Lernenden laufend Feedback. Am Ende des Semesters folgt ein Gespräch. Alles mündet in einem Bildungsbericht mit Noten. So ergänzen sich Eigen- und Fremdeinschätzung, was den individuellen Fortschritt begünstigen soll.

**Das Schweizer Bildungssystem gilt als durchlässig. Ist es überhaupt wichtig, wie Kinder nach der Primarschule einteilt werden?**

MAAG: Durchlässigkeit ist eine wunderbare Idee. Sie funktioniert in der Praxis einfach nicht. Die Einstufung prägt die Selbstwahrnehmung und den Bildungsweg eines Menschen über Jahre. Studien zeigen deutlich, dass nur ganz wenige nach einer Berufsausbildung den akademischen Weg einschlagen oder umgekehrt. Das gelingt fast nur solchen, die das komplizierte Bildungssystem durchschauen. Es braucht dieses Wissen, um die Angebote zu nutzen, und es braucht Geld – alles, was man nachholt, ist anspruchsvoller und teurer. Familien ohne dieses Wissen und mit geringerem Einkommen sind hier doppelt benachteiligt. Die Behauptung, dass alle Wege offenstehen, ist falsch. Es ist eine Scheindurchlässigkeit.

KRAFT: Es sind tatsächlich meist bildungsnahe, welche die Durchlässigkeit nutzen. Es ist eine grosse Herausforderung, die Möglichkeiten richtig zu kommunizieren. In der Berufsbildung gibt es aber auch schöne Beispiele der Durchlässigkeit. Im KV-Bereich gibt es zum

Beispiel die EBA-Lehre, eine zweijährige KV-Grundbildung mit Berufsattest. Fünfzig Prozent der Absolventinnen und Absolventen hängen dieser Ausbildung

*«Falsche Einstufungen sind aus Berufsbildungssicht fatal.»*

eine Lehre mit Eidgenössischem Fähigkeitszeugnis an – nach der Reform wird dieser Wert hoffentlich weiter steigen. Damit haben sie die gleichen Möglichkeiten, wie wenn sie von Anfang an eine Berufslehre gemacht hätten. Auch die Berufsmaturität wird von vielen nachgeholt.

**Die frühe Selektion soll homogenere Klassen mit einheitlichem Leistungsniveau schaffen.**

MAAG: Es ist politisch ein beliebtes Argument, dass Kinder sich nach dem sechsten Schuljahr unterschiedlich entwickeln. Es gibt jedoch viele Erhebungen, die das widerlegen. So sind in den verschiedenen Fächern schlechte Gymnasiastinnen und Gymnasiasten schwächer als die besten Schülerinnen und Schüler in der Sek C.

KRAFT: Das ist auch aus Berufsbildungs-



Kraft sieht in der neuen KV-Reform eine Chance, die Lernentwicklung zu fördern.

sicht fatal. Da landen Jugendliche im Gymnasium, denen eine Berufsbildung besser entspricht. Sie könnten sich mit Praxisbezug besser entwickeln.

#### **Die Eignung für eine praktische Ausbildung beziehungsweise für die Forschung ist also eine Frage der Intelligenz?**

MAAG: Das sehe ich nicht so. Es braucht für das Gymnasium ein breites Leistungsprofil. Intelligenz alleine ist kein gutes Kriterium. Die Berufsbildung wiederum bietet Jugendlichen mit spezialisierten Fähigkeiten mehr Möglichkeiten. Ich habe allerdings Schwierigkeiten damit, wenn Lehrpersonen bei guten Schülerinnen und Schülern die Berufsbildung empfehlen, nur weil deren Eltern keinen Hochschulabschluss haben. Das führt dazu, dass Kinder trotz Qualifikation und Interesse nicht aufs Gymnasium kommen.

#### **Vielorts drängen Eltern ihre Kinder ins Gymnasium. Hat die Berufsbildung ein Image-Problem?**

KRAFT: So gesehen ja. Denn eigentlich ist gerade der KV-Weg sehr spannend. Er kombiniert Allgemeinbildung mit Handlungskompetenz. Vielleicht müssen wir uns besser verkaufen. Die Diskussion

#### *«Akademikerinnen und Akademikern fehlt oft das Verständnis für die Berufsbildung.»*

wird aber auch oft hochstilisiert. Die beiden Bildungswege ergänzen sich. Entscheidend müsste eigentlich sein, in welche Ausbildung jemand am besten passt.

MAAG: Es ist auch eine Frage des Status. Das Gymnasium ermöglicht ein Studium und erhöht somit die Chance auf ein hohes Einkommen. Mit den Fachhochschulen hat sich das jetzt zwar verbessert. Aber es gibt immer noch die Vorstellung, dass das Gymnasium der ideale Weg sei. Das liegt auch am fehlenden Verständnis für die Berufsbildung bei Akademikerinnen und Akademikern.

#### **Bevorzugen Eltern und Jugendliche das Gymnasium wegen der Chance auf ein besseres Einkommen?**

KRAFT: Auch der Berufsweg mit höherer Berufsbildung ermöglicht mehr Status und Einkommen. Das ist belegt. Es ist einfach nicht so bekannt.

#### **Ihre Kritik am Selektionsprozess ist deutlich. Wie müsste man die Übergänge innerhalb der Schulzeit denn gestalten?**

MAAG: Es braucht ein Bewusstsein für die Bedeutung der Übergänge. Besonders, weil in der Sek 1 nur wenig Zeit bleibt, bis zum Ende der Schulzeit erneut selektioniert wird. Da kommt man aus dem Selektionsmodus gar nicht mehr raus. Ich plädiere für eine spätere Selektion am Ende der obligatorischen Schulzeit. Das bietet die Chance, herauszufinden, was man kann und was man will. Dabei kann zum Beispiel ein Portfolio helfen, das einen breiteren Einblick in das Lernen und die Entwicklung einer Person gibt. Dieses Portfolio aufzubauen, das wäre ein förderorientierter Weg.

KRAFT: Das wäre auch für die Berufsbildung anschlussfähig, wo zunehmend auf Lerndokumentationen gesetzt wird.

Lernende würden dann das Prinzip des Portfolios schon kennen. Betriebe erhalten damit aussagekräftigere Bewerbungsdokumente, die ein ganzheitlicheres Bild der Jugendlichen und ihrer Fähigkeiten zeigen – und nicht einfach Ziffern im Zeugnis. ■

#### **Katharina Maag Merki**

Die Professorin für Pädagogik mit Schwerpunkt «Theorie und Empirie schulischer Bildungsprozesse» forscht an der Universität Zürich. Ihre Forschung fokussiert unter anderem auf Fragen zu Schulqualität, Schulentwicklung und Chancengleichheit.

#### **Michael Kraft**

Michael Kraft ist Leiter Bildung beim Kaufmännischen Verband, wo die Berufslehre mit der KV-Reform 2023 künftig stärker auf Handlungskompetenzen setzen wird. Als Politiker für die SP engagiert er sich unter anderem für bildungspolitische Anliegen.



Wenn erst später selektioniert werde, sei der Entscheid nicht mehr so stark vom familiären Hintergrund abhängig, sagt Bildungsforscherin Katharina Maag Merki.

# Wie der begleitete Berufseinstieg den Praxisschock abfedern kann

Diskussionen mit Eltern oder der Aufbau einer Klassenkultur sind schwierig – besonders für Lehrpersonen, die neu sind im Beruf. Mentorsprogramme unterstützen Lehrer wie Fabio Angehrn darum beim Einstieg.

Fabio Angehrn hat sich in seinem Alltag als Lehrer noch nie alleingelassen gefühlt. Die Kollegin vom Klassenzimmer nebenan schaut vorbei, die Schulleitung steht mit Rat und Hilfe zur Seite und regelmässig trifft er sich mit anderen Berufseinsteigenden zum Austausch. «Ich fühle mich sehr gut unterstützt», sagt er. Der 24-Jährige hat diesen Sommer die Pädagogische Hochschule St. Gallen (PHSG) abgeschlossen und unterrichtet jetzt eine sechste Klasse im Schulhaus Grossacker in St. Gallen.

Nach drei Jahren PH haben Lehrpersonen das theoretische und praktische Rüstzeug für den Beruf. Trotzdem ist die Arbeit im Schulalltag mit einer eigenen

*«Wir können offen und praxisnah besprechen, was uns bewegt.»*

Klasse eine neue Herausforderung. Viele Kantone bieten darum einen begleiteten Berufseinstieg an. Einsteiger wie Angehrn erhalten «Beratung und Unterstützung in der Entwicklung ihrer Rolle als Lehrpersonen», wie es etwa im Kanton St. Gallen heisst.

## Unter Gleichgesinnten

Die Unterstützung soll einen möglichen Praxisschock abfedern. Der Kanton lässt sich die professionelle Begleitung der Berufseinsteigenden – in Form eines Leistungsauftrags an die PH – jährlich rund eine Million Franken kosten. Aktuell nutzen 223 Lehrpersonen das Angebot, das aus einem lokalen und einem regionalen Mentorat besteht. Das Angebot existiert seit rund 15 Jahren, dauert ein Jahr und ist für alle Lehrpersonen der öffentlichen Volksschule nach dem Erwerb des Lehrerdiplooms verbindlich.

«Das regionale Mentorat ist ein gutes Gefäss, um sich mit Gleichgesinnten auszutauschen und Fragen zu stellen. Wir können drei Stunden lang offen und praxisnah besprechen, was uns bewegt», sagt Fabio Angehrn. In seiner Gruppe habe man zum Beispiel kürzlich über die Integration ukrainischer Kinder gesprochen. Auch der Umgang mit auffälligen Verhaltensweisen werde mit Fallbeispielen

besprochen und analysiert. Die insgesamt fünf Treffen sind zwar obligatorisch, dafür werden die Berufseinsteigenden mit einer Lektion pro Woche entschädigt.

## Absprünge verhindern

«Der Berufseinstieg stellt Anforderungen, die in ihrer Dynamik und Komplexität während der Ausbildung trotz integrierter Praktika nur begrenzt erfahrbar sind», sagt Isabelle Bischof. Sie leitet das Institut Weiterbildung und Beratung an der PHSG und ist dort auch Co-Leiterin der Berufseinführung Volksschule.

Besonders wichtig ist laut Bischof, dass die Unterstützung individuell gestaltet ist. Mentoratspersonen besuchen die Einsteigerinnen und Einsteiger in der Klasse oder stehen für Einzelgespräche zur Verfügung. Mögliche Themen sind die Vermittlung im Unterricht, die individuelle Förderung von Schülerinnen und Schülern sowie der Aufbau einer lernförderlichen Klassenkultur.

Die Massnahmen sollen nicht zuletzt verhindern, dass neue Lehrpersonen wieder abspringen. Forschungsergebnisse, die belegen, dass Lehrpersonen dank einer gelungenen Berufseinstiegsphase länger im Beruf bleiben, fehlen allerdings noch. Dennoch beschäftigt sich aktuell eine Projektgruppe mit der Weiterent-

wicklung der Berufseinführung. Bischof ist überzeugt: «Wir leisten mit dem begleitenden Angebot einen Beitrag für einen gelungenen Einstieg.» Die weitere Berufsbiografie indes liege in der Hand der Lehrperson.

## Gelerntes anwenden und festigen

Im Kanton Luzern dauert die begleitende Berufseinführung sogar zwei Jahre. In dieser Zeit sollen «berufliche Kompetenz gefestigt und die Weiterentwicklung des professionellen Denkens und Handelns sichergestellt» werden. Die neuen Lehrerinnen und Lehrer werden von der Schulleitung begleitet und erhalten ein lokales Mentorat. Zur Berufseinführung

*«Der Umgang mit Eltern, Verhaltensauffälligkeiten und die Arbeitsmenge bereiten oft Schwierigkeiten.»*

gehören ausserdem die Mitarbeit im Unterrichtsteam, ein Sommerkurs, Praxisgruppen und weitere Angebote der Schulberatung.

Der Besuch des Sommerkurses ist für alle Lehrpersonen mit einem Pensum ab 50 Prozent obligatorisch. Im Durchschnitt



Der Schulalltag hält viele Herausforderungen bereit, auf die ein Studium nur bedingt vorbereiten kann. Foto: iStock/skynesher

nehmen rund 150 Personen teil. Rund 60 Personen besuchen zudem die Praxisgruppen. Die Kurskosten werden vom Kanton übernommen.

Eigentlich bietet Luzern schon seit über vierzig Jahren einen begleitenden Berufseinstieg an. «Seit fünf Jahren empfehlen wir den Schulleitungen, für Berufseinsteigende ein Mentorat einzurichten», sagt Barbara Zumstein. Sie leitet die Abteilung Schulunterstützung in der Dienststelle Volksschulbildung. Die Lehrpersonen

*«Eine Stelle zu kündigen, heisst nicht, den Beruf zu verlassen.»*

seien didaktisch und methodisch gut ausgebildet, betont sie. «Was ihnen oft Probleme macht, ist der Umgang mit Eltern, Lernenden mit Verhaltensauffälligkeiten und der Arbeitsmenge.»

Luzern hat ausserdem eine Schonfrist für Junglehrpersonen: Sie sollen möglichst keine schwierigen Klassen zugeteilt bekommen und von aufwendigen Aufgaben und Leitungsfunktionen befreit werden. Auch Luzern plant, das Angebot noch auszubauen: Man suche gemeinsam mit der PH nach Lösungen, wie Studierende vermehrt auch für «Schlechtwetter-

Situationen» an Schulen fit gemacht werden können.

#### Was die Ausbildung nicht leisten kann

Die Bildungsexpertin Manuela Keller-Schneider findet Begleitangebote wie in St. Gallen oder Luzern sinnvoll, auch wenn Berufseinsteigende den beruflichen Anforderungen insgesamt gewachsen sind. Der Übergang von der Ausbildung in den Beruf ist komplex und stellt hohe Anforderungen. Einstiegender müssen eine Klassenkultur aufbauen und die Schülerinnen und Schüler über eine grosse Zeitspanne hinweg in ihrem Lernen begleiten. «Auf diese Aufgaben kann eine Ausbildung nur begrenzt vorbereiten», sagt die Professorin für Professionsforschung sowie Lehrerinnen- und Lehrerbildung an der PH in Zürich. Über den Berufseinstieg hat Keller-Schneider mehrere Bücher veröffentlicht.

Es gebe im Rahmen der Berufseinführung in vielen Kantonen gute Kursangebote, Supervision und kollegiale Begleitung am Schulort. Der Kanton Zürich etwa kennt seit den 1970er-Jahren unterstützende Angebote. Der Bedarf an Professionalisierung beschränke sich nicht nur auf den Berufseinstieg, so Keller-Schneider. «Professionalisierung dauert ein Berufsleben lang an.»

#### Berufswechsel sind normal

Inwiefern die Berufseinführung Abgängen vorbeugt, ist schwer nachzuweisen. Denn die Motive für Kündigungen und Abgänge sind sehr verschieden. Einige streben einen Wechsel des Arbeitsortes an, manche legen eine Pause ein und wieder andere reduzieren ihr Pensum.

«Eine Stelle zu kündigen, heisst nicht, den Beruf zu verlassen», sagt Keller-Schneider. Und anders als es der Lehrpersonenmangel nahelegt, sind Lehrerinnen und Lehrer ihrem Beruf sehr treu. Die Fluktuationsrate im Lehrerberuf beträgt nur etwa sieben Prozent. Das liege unter dem Niveau von anderen Berufen, sagt die Expertin.

Berufswechsel gehören zum Arbeitsleben und sind nicht zwangsläufig negativ. «In anderen Berufen gilt ein Wechsel oder eine Weiterentwicklung ja auch als Qualitätszeichen», betont Keller-Schneider.

Dasselbe müsse man auch Lehrpersonen zugestehen.

#### Mehr Unterstützung im Schulzimmer

Der frischgebackene Lehrer Fabio Angehrn jedenfalls schätzt die Unterstützung, die er von der Schulleitung, seinen Kolleginnen und Kollegen und auch der

*«Ich wusste, auf was ich mich einlasse. Mit 18 Jahren wäre es zu früh gewesen.»*

Heilpädagogin erhält. «Sonst bin ich ja meistens allein mit den Kindern im Schulzimmer.» Damit spricht er einen wunden Punkt an, den auch die Berufseinführung nicht beseitigt: In einer heterogenen Klasse mit über zwanzig Schülerinnen und Schülern ist es schwierig, allen gerecht zu werden. «Ich wünschte mir ein Bildungssystem mit mehr Ressourcen, das auch Teamteaching ermöglicht», sagt Angehrn.

Der Praxisschock hat Angehrn nicht kalt erwischt. Er hatte schon ein realistisches Bild des Lehrerberufs, bevor er die Ausbildung in Angriff nahm. Er hatte im Rahmen eines Praktikums ein Jahr lang an der PH St. Gallen gearbeitet und kam so mit dem Beruf in Kontakt. Ausserdem hatte er Zivildienst an einer Schule absolviert. «Ich wusste, auf was ich mich einlasse. Mit 18 Jahren wäre es dafür zu früh gewesen.» Einige seiner Mitstudierenden seien hingegen blauäugig in die Ausbildung gestiegen und danach «brutal auf die Welt gekommen». Um das zu verhindern, würde er es begrüssen, wenn es Pflicht wäre, schon vor der PH im Unterricht zu schnuppern.

Für Fabio Angehrn war es jedenfalls die richtige Entscheidung. «Ich mache den Beruf so lange, wie's mir gefällt und ich mich wohlfühle. Es müssen nicht zwingend vierzig Jahre sein.» ■

Jonas Wydler



Fabio Angehrn ist seit einigen Monaten Lehrer einer sechsten Klasse. Foto: zVg

# Gewappnet für die neue Arbeitswelt ist, wer offen und neugierig bleibt

Die Hälfte aller Berufe wird es in ihrer heutigen Form in 20 Jahren nicht mehr geben. Wie die Jobs der Zukunft aussehen, kann man heute noch nicht sagen. Macht das die Berufswahl zu einer Lotterie?

Wirft man einen Blick auf die Rangliste der beliebtesten Berufslehren der Schweizer Jugendlichen, beschleicht einen das gleiche mulmige Gefühl wie beim Anblick der roten Liste der bedrohten Tierarten: Ein grosser Teil der Aufgelisteten wird mit hoher Wahrscheinlichkeit den Sprung in die Zukunft nicht schaffen. Was für den wandernden Monarchfalter, den afrikanischen Waldelefanten und den atlantischen Nordkaper der Klimawandel ist, sind für

*«Wer heute eine Lehre macht – egal in welchem Bereich –, hat für die Zukunft eine gute Grundlage.»*

viele Berufsgruppen die neuen Technologien. Wer sich heute um Patientendossiers oder Zahlbelege kümmert, wird durch einen Algorithmus ersetzt. Routinearbeiten werden automatisiert. Wo früher Assistenz gefragt war, übernehmen die Nachkommen von Alexa, Siri und Cortana. Digitalisierung und damit verbun-

dene Dematerialisierung ersetzen komplette Produktionsprozesse und ganze Wertschöpfungsketten.

Laut der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung träumen knapp die Hälfte der 15-Jährigen von einem Beruf, der aufgrund der Automatisierung in vielen Bereichen schon bald wegfallen könnte. Doch die Schweizer Berufsberatenden empfehlen weiterhin Ausbildungen als Kaufmännische Angestellte, Detailhandelsangestellte oder Medizinische Praxisassistentinnen- und -assistenten. Warum?

«Unsere Aufgabe als Berufsberatende ist nicht «abraten», sondern «beraten», sagt Berufs- und Laufbahnberater Michael Messerli, Stellenleiter der Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung St. Gallen. «Wir sind als öffentliche kantonale Stelle neutral und unabhängig. Wir haben den klaren Auftrag, individuelle Möglichkeiten aufzuzeigen. Dabei steht keine Berufsgruppe im Zentrum oder im Abseits. Im Mittelpunkt stehen immer der Mensch und seine Bedürfnisse», ergänzt er. Doch können Berufsberatende noch

mit gutem Gewissen eine Ausbildung wie beispielsweise eine KV-Lehre empfehlen, wo doch die Zukunft durch neue Technologien geprägt sein wird?

## Ein emotionaler Prozess

«Mit Sicherheit. Berufe verschwinden nicht plötzlich. Sie verändern sich und adaptieren sich an neue Bedingungen. Wer heute eine Lehre macht – egal in welchem Bereich – hat für die Zukunft eine gute Grundlage», ist der Berufsexperte überzeugt. Globale Trends und mögliche digitale Zukunftsszenarien stehen bei der ersten Berufswahl nicht im Vordergrund, zieht Michael Messerli nach 14-jähriger Tätigkeit als Berufs- und Laufbahnberater Bilanz. «Die Vorstellung, dass alle 15-Jährigen aus über 200 Berufslehren die passende Ausbildung finden sollten – und zwar reibungslos, schnell und mit allen möglichen Automatisierungsrisiken im Hinterkopf –, entspricht nicht der Realität», klärt er auf. Für die Mehrheit der Jugendlichen kommt maximal eine Handvoll Berufslehren infrage. Dies geschieht aufgrund ihrer Fähigkeiten und Interessen,



Der Beruf des Geigenbauers hat als Nische bis heute Bestand. Andere Berufe verschwinden komplett. Foto: Claudia Baumberger

kombiniert mit ihrem Umfeld und ihren Bedürfnissen. Die Berufswahl ist weder eine Lotterie noch ein Wunschkonzert. «Was zählt, sind das direkte Umfeld und die persönlichen Beziehungen. Fühle ich mich im Betrieb wohl? Werde ich unterstützt? Kann ich mich entfalten und habe Freude an der Arbeit?», konkretisiert

*«Eine Lehre ist ein Anfang. Lebenslanges Lernen folgt danach.»*

Messerli. Sich für eine Lehre zu entscheiden sei ein Prozess und vor allem eines: eine emotionale Sache.

Wer durch seine Berufslehre Resilienz, Vertrauen und Selbstwirksamkeit gewinnt und lernt, sich schnelleren Veränderungen anzupassen, ist für die digitalisierte Welt gut gewappnet. Denn weiterentwickelt werden konstant auch die Berufslehren. Eine reformierte KV-Lehre startet im Sommer 2023. Neu gehören Handlungskompetenzen wie «Interagieren in einem vernetzten Arbeitsumfeld» oder «Einsetzen von Technologien der digitalen Arbeitswelt» zu den Ausbildungsinhalten. Die Fähigkeit und der Wille einer Gesellschaft, effektiv auf zukünftige Entwicklungen zu reagieren, machen mit Blick auf die «roten Listen» schlussendlich den grossen Unterschied.

#### Künftig mehr Stellenwechsel

Ob sich jemand nun für eine Lehre zum Drogisten oder für eine Ausbildung zur Maurerin begeistert, spiele keine grosse Rolle, sagt Messerli. Entscheidend sei die Offenheit für Veränderungen. «Eine Lehre ist ein Anfang. Lebenslanges Lernen folgt danach. Kompetenzen veralten schnell, neue werden gefordert. Schlussendlich hat Erfolg, wer lebenslang neugierig und lernfähig bleibt.»

In Zukunft werden wir nicht nur öfter unsere Arbeitsstellen wechseln, sondern auch durch das Erwerben zusätzlicher Fähigkeiten in neuen Fachgebieten arbeiten. «Sich zu adaptieren ist eine Kompetenz, die lernbar ist», versichert Messerli. «Es wird aber auch Menschen geben, die aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage dazu sind. Hier Lösungen zu finden,



Michael Messerli ist Berufs- und Laufbahnberater Foto: zVg

wird zu den gesellschaftlichen Herausforderungen der Zukunft gehören.»

#### Mehr Chancen und Arbeitsplätze

Angst vor der beruflichen Zukunft, weil womöglich ein Roboter die eigene Arbeitsstelle übernimmt, haben die Jugendlichen selten, stellt Messerli bei den persönlichen Gesprächen fest. Den 14- und 15-Jährigen fehle dafür oft noch das Bewusstsein. Schaut man in die Vergangenheit, würde Angst vor Arbeitslosigkeit oder Jobmangel keinen Sinn machen. Eindrücklich aufgezeigt hat dies eine Deloitte-Studie (Deloitte 2015), welche die ersten Wellen der Digitalisierung am Beispiel von Grossbritannien analysiert hat. Zwischen 1992 und 2014 verlor jede zweite Sekretärin und jede zweite Schreibkraft in England ihre Arbeit, was mehr als 110 000 Jobs entsprach. Die Globalisierung führte zusätzlich dazu, dass bei metallverarbeitenden Berufen und in der Textilbranche zwischen 70 und 80 Prozent der Stellen verloren gingen. Trotzdem stieg die Gesamtbeschäftigung um fast ein Viertel an. Verantwortlich dafür waren Stellen in den Bereichen Gesundheit, Bildung und Beratung. Dass die zukünftige technologische Entwicklung auch heute Vorteile bringt, davon ist Zukunftsforscher Georges T. Roos überzeugt. «Die Erfahrung mit den bisherigen

industriellen Revolutionen zeigt, dass es nach einer gewissen Zeit jedes Mal mehr qualifizierte Arbeitsplätze gab.» (Siehe Interview)

Berufs- und Laufbahnberater Michael Messerli wünscht sich in Zukunft vor allem ein Umdenken. «Aktuell liegt der Fokus stark auf den Bedürfnissen der Branchen, Betriebe sowie Mittel- und Hochschulen. Alle wollen die besten Talente. Mir fehlt der Fokus auf die Jugendlichen selbst: Warum bilden wir als Gesellschaft Jugendliche aus? Was ist das Ziel, wenn wir junge Menschen in die Arbeitswelt integrieren? Es geht schlussendlich nicht um wirtschaftliche Megatrends, sondern um die individuelle Entwicklung», hält Michael Messerli fest. Den Jugendlichen empfiehlt er, sich Zeit zu nehmen bei der Berufswahl, aktiv zu bleiben und Erfahrungen zu sammeln. «Wer aktiv und neugierig ist und bleibt, wird seinen Weg machen.» Davon können der wandernde Monarchfalter, der afrikanische Waldelefant und der atlantische Nordkaper nur träumen. ■

#### Christa Wüthrich

#### Weiter im Netz

Deloitte-Studie zum Arbeitsmarkt 2035:  
<https://bit.ly/3ETzhQT>

Studie zum zukünftigen Arbeitsplatz Schweiz (McKinsey):  
<https://mck.co/3gckshS>

Neue KV-Lehre:  
[www.kfmv.ch](http://www.kfmv.ch) > Über uns > News & Medienmitteilungen > Weg frei für die neue KV-Lehre

# «Aus neuen Bedürfnissen entstehen neue Berufsfelder»

Der Luzerner Georges T. Roos ist Zukunftsforscher und beschäftigt sich mit Megatrends. Ein Gespräch über die Berufswahl von heute und die Arbeitswelt von morgen.

**BILDUNG SCHWEIZ:** Bis 2030 werden rund die Hälfte aller uns bekannten Jobs verschwinden, beziehungsweise von Maschinen übernommen werden. Von der Automatisierung sind auch die übrigen beruflichen Tätigkeiten betroffen. Ein Drittel aller Arbeitsschritte könnte automatisiert werden. Welche Lehre würden Sie einem Jugendlichen heute empfehlen?  
**GEORGES T. ROOS:** Ich finde es wichtig, von Arbeitsschritten zu sprechen, die in Zukunft automatisiert werden. Nur wenige Berufe werden vollständig verschwinden. Sehr viele werden anders aussehen. Aus neuen Bedürfnissen werden neue Berufsfelder entstehen. Wirtschaft und Konsum werden ökologisch umgebaut. Künstliche Intelligenz und Robotik werden breit eingesetzt. Die Nachfrage nach Gesundheits- und Pflegeberufen

*«Nur wenige Berufe werden vollständig verschwinden. Sehr viele werden anders aussehen.»*

wird ansteigen. Unabhängig davon, was ein Jugendlicher lernt: Er oder sie wird mit einem sich schnell verändernden Berufsalltag konfrontiert sein. Was zählt, ist die Haltung, sich konstant weiterentwickeln zu wollen. Die Lehre ist dabei nur ein erster Startpunkt.

**Was brauchen Jugendliche, um in dieser zukünftigen Arbeitswelt bestehen zu können?**

Begeisterung. Ich würde jedem Jugendlichen empfehlen, einen Beruf zu wählen, der seinen Talenten entspricht. Hinzu kommen Durchhaltevermögen und der Wille, etwas zu leisten und zu lernen: An einer Aufgabe wachsen tut nur, wer gefordert und vielleicht auch manchmal überfordert wird. Frustrationstoleranz ist dabei von Nutzen. Zu guter Letzt: Der Wille, Neues zu lernen. Kompetenzen werden schnell veralten. Wer den Anschluss nicht verlieren will, muss dazu lernen. Das gilt nicht nur für Jugendliche, sondern für alle Menschen im Berufsalltag.



Georges T. Roos erforscht seit rund zwanzig Jahren die Zukunft. Foto: zVg

**Wie könnte diese Arbeitswelt aussehen?**

Sie wird flexibler und technologiegetriebener sein. Gleichzeitig gewinnen menschliche Fähigkeiten, die nicht

*«Kompetenzen werden schnell veralten.»*

automatisiert werden können, an Bedeutung. Mit Fantasie neue Lösungen generieren oder mit Empathie Menschen führen, begeistern oder betreuen. Denn Maschinen können wohl Gefühle simulieren, aber keine empfinden.

**Sie orientieren sich als Zukunftsforscher an 16 Megatrends – von der Digitalisierung über die Globalisierung bis hin zur Wissensexpansion und Bio-Transformation. Was für eine Rolle spielen dabei die demografischen Entwicklungen?**

Die Demografie hat einen grossen Einfluss auf unsere Zukunft. 2040 wird jede vierte Person in der Schweiz über 65 Jahre alt sein. Das ist für die künftige Altersvorsorge eine grosse Herausforderung.

Zudem werden die Pflege- und Gesundheitskosten stark ansteigen. Der Pensionierungsschub in den nächsten zwei Jahrzehnten könnte zudem zu Arbeitskräftemangel führen. All dies zusammen wird die Arbeit teurer machen. Infolgedessen wird wohl mehr in Technologien investiert und die Automatisierung weiter vorangetrieben werden.

**Im Berufswahlprozess spielen für Jugendliche die Berufsberater eine zentrale Rolle. Wird ihre Funktion bald ein smarterer Roboter übernehmen?**

Die Berufsberaterinnen und Berufsberater werden in Zukunft kaum ersetzt oder weg-rationalisiert. Ihre Aufgabe wird es bleiben, den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen und individuell zu beraten. Zentral ist die persönliche Beziehung – und die kann nicht automatisiert werden. ■

**Interview: Christa Wüthrich**

**Weiter im Netz**

[www.kultinno.ch](http://www.kultinno.ch)

**Zur Person**

Georges T. Roos ist Gründer eines privaten Zukunftsforschungsinstituts und der European Futurists Conference Lucerne. Seit 1997 analysiert er die treibenden Kräfte des gesellschaftlichen Wandels. Er ist Autor verschiedener Studien. Zuletzt erschienen: Megatrends 2038: Herausforderungen für die Schweiz; Lifestyle 202X.

# «Die Schnellen wollten am Skitag unbedingt mit mir fahren»

Interview:  
Christoph  
Aebischer

Fotos: Gion Pfander

Die ehemalige Skirennfahrerin Denise Feierabend ist seit letztem Jahr Lehrerin und seit Kurzem Mutter. Obwohl sie den Einstieg in den Beruf happig fand, möchte sie bald zurück ins Schulzimmer. Sie ist froh, dass dies teilzeit möglich ist – ohne Mindestpensum.



**Sie haben im vergangenen Schuljahr als frisch diplomierte Lehrerin eine erste Klasse unterrichtet. Wie war's?**

DENISE FEIERABEND: Rückblickend sehe ich, wie ein doch recht wilder Haufen Kinder allmählich zu einer Klasse zusammengewachsen ist. Mich beeindruckte, wie die Kinder zuerst einzelne Buchstaben lernten und am Ende des Schuljahres lesen konnten.

**Kam Ihnen das eher wie ein kleines Wunder vor oder wie eine Bestätigung der eigenen Arbeit?**

Als Einsteigerin konnte ich schlecht einschätzen, ob ich nun dort angekommen bin, wo ich gemäss Lehrplan sein sollte. Da halfen mir Rückmeldungen von Eltern von Kindern, die schon lesen konnten. Einige sagten, das sei dieses Mal rasch gegangen mit dem Lesenlernen. Entweder lag das nun am jeweiligen Kind oder vielleicht habe ich auch etwas gut gemacht.

**Trotz Corona konnte Ihre Schule Skitage durchführen. Man hört, dass alle in Ihrer Gruppe mitfahren wollten. Wie kam das heraus?**

Das stimmt tatsächlich. Die Schnellen wollten unbedingt mit mir fahren. Das ging dann leider nicht, weil bei einer anderen Gruppe eine Leiterin fehlte.

**Als Goldmedaillengewinnerin stehen Sie hoch im Kurs.**

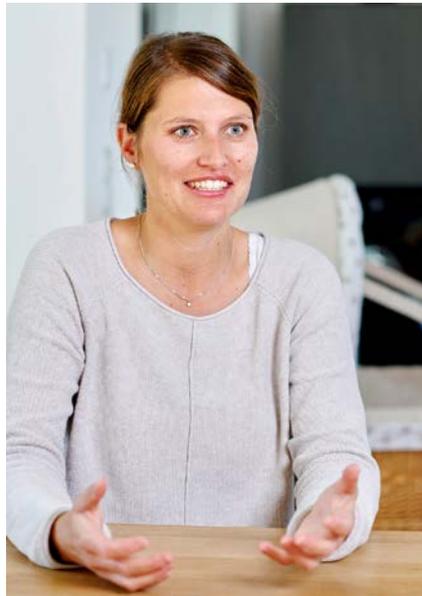
(lacht) Ab und zu durfte ich sogar ein Autogramm geben. Das freute mich.

**Erzählen Sie den Kindern ab und zu von Ihrer Zeit als aktive Skirennfahrerin?**

Während der Olympischen Winterspiele schauten wir uns gemeinsam meine Fotoalben an. Sie konnten meine Medaille in die Hände nehmen und Fragen stellen.

**Gibt es Eigenschaften, die Sie als Spitzensportlerin erworben haben, die im Schulzimmer von Nutzen sind?**

Da gibt es diverse, etwa Selbstdisziplin oder der Umgang mit stressigen Situationen, in denen ich auf die Zähne beißen musste. Da denke ich ans Ende des ersten Semesters im Januar, als alles zusammenkam: Elternabend, Coronapandemie und ich war schwanger ...



Wo steht die Klasse? Habe ich die Schwerpunkte richtig gesetzt? Solche Fragen trieben Denise Feierabend im ersten Jahr um.

**Gibt es Eigenschaften aus Ihrer Zeit als Skiprofi, die weniger passen?**

Ich bin sehr ehrgeizig. Da musste ich lernen, meine Ansprüche nicht auf die einzelnen Kinder zu projizieren. Wichtig ist Leidenschaft, der spielerische Umgang mit Sachthemen. Tatsächlich meldeten mir die Kinder auch zurück, dass sie genau solche Sachen schätzen; etwa

*«Kein anderes Studium hat einen so hohen praktischen Anteil. Das finde ich gut.»*

meine Bewegungspause. Dort baue ich zum Lockern nach konzentrierter Arbeit kleine Übungen aus meiner sportlichen Vergangenheit ein.

**Wann fassten Sie den Plan, Lehrerin zu werden?**

Ich schnupperte schon während der Sekundarschule an einem Kindergarten. Dann kam die Mittelschule und vor allem das Skifahren. 2012/2013 verpasste ich wegen einer schweren Knieverletzung eine Saison. Damals suchte ich nach einem Plan B, falls ich die Rückkehr in den Skiweltcup nicht mehr schaffen

würde. In der Berufs- und Laufbahnberatung bestätigte sich mein Wunsch aus der Sekundarschule, ausser beim Alter der Kinder. Mich interessierten nun etwas ältere Kinder stärker.

**Veränderte sich das Bild des Berufs im Verlauf der Ausbildung?**

(zögert) Während der Ausbildung fand ich es manchmal schwierig, vermittelte Theorie mit der Praxis an den Schulen zu verbinden. In Praktika erfuhr ich immer wieder, dass sich Gelerntes nicht einfach so umsetzen lässt. Plötzlich waren fünf oder sechs Lektionen pro Tag zu bewältigen, was sich schlecht mit den Ansprüchen an aufwendig vorbereitete und durchgetaktete Einzellektionen vereinbaren liess. Das kam mir überhaupt nicht praxistauglich vor.

**Was würden Sie an der Ausbildung ändern?**

Ich habe keine Rezepte. Man versucht diesen Transfer ja zu leisten. Vielleicht müsste man angehenden Lehrpersonen noch stärker aufzeigen, dass Methoden gelehrt werden, die im Alltag an die jeweilige Situation anzupassen sind.

**War der Anteil Praxis zu tief?**

Das nicht. Kein anderes Studium hat einen so hohen praktischen Anteil. Das finde ich gut.

**Den Berufseinstieg erleben viele als anstrengend. Wie erging es Ihnen?**

Mir erging es ähnlich. Ich kann zwar einiges wegstecken. Aber ich hatte auch ein paar happige Situationen zu bewältigen. Mich forderte vor allem der Spagat heraus, beim Vermitteln des Stoffs nicht in Rückstand zu geraten und parallel dazu die frisch eingeschulten Kinder zu begleiten. Nach dem ersten Quartal musste ich Kinder in Abklärungen schicken und in ein Einschulungsjahr umteilen. Nicht alle Eltern können mit solchen Sachen gleich gut umgehen. Das führt zu intensiven Diskussionen, die einen belasten. Mit mehr Erfahrung wäre mir das leichter gefallen.

**Holten Sie sich Unterstützung?**

Ich hatte das Glück, im Kanton St. Gallen zu unterrichten. Dieser bietet ein Mentorat

für junge Lehrpersonen an. Einmal pro Woche konnte ich mich mit einer erfahrenen, frisch pensionierten Lehrerin austauschen. Sie half mir mit erprobten Unterrichtsmaterialien aus. Ich konnte zum Beispiel ihren Sandkasten übernehmen, in den die Kinder Buchstaben zeichnen konnten. Zudem traf ich mich alle paar Wochen mit anderen frisch Diplombierten. Dort besprachen wir Situationen aus dem Schulalltag, die uns beschäftigten.

**Den Umgang mit schwierigen Situationen, ob mit Kindern oder Eltern, lerne man zu wenig, hört man zuweilen als Vorwurf. Wie sehen Sie das?**

Elternarbeit ist schon Teil der Ausbildung. Wie intensiv diese sein kann, das wusste

*«Ich habe die ersten Wochen unterschätzt.»*

ich aber nicht. Ich habe jedenfalls die ersten Wochen unterschätzt.

**Sind Lehrpersonen immer noch Einzelkämpfer?**

Das Team ist schon da und in meinem Fall stand auch die Schulleitung immer hinter mir. Aber im Klassenzimmer ist man doch auf sich allein gestellt. Es gab halt auch nur eine erste Klasse im Schulhaus. Die Planung eines ganzen Unterrichtsjahrs empfand ich als grosse Herausforderung.

**Was wünschen Sie sich von erfahrenen Kolleginnen und Kollegen?**

Manchmal wünschte ich mir etwas mehr Offenheit gegenüber Inputs, die Junge aus der Ausbildung mitbringen.

**Sie absolvierten als Quereinsteigerin an der Pädagogischen Hochschule Graubünden die normale Ausbildung. Berufsbegleitend war nie ein Thema?**

Spitzensport ist nicht als Beruf anerkannt. Ich hatte keine andere Wahl. Nach zehn Jahren im Weltcup war ich aber wirtschaftlich genug abgesichert, um mir das leisten zu können.

**Laien helfen, den Lehrpersonenmangel zu lindern. Wie finden Sie das?**

Krass ist, dass es überhaupt so weit kommen musste. Ich frage mich schon, wie die das schaffen. Wahrscheinlich können sie nicht alle Aufgaben übernehmen. Etwas bleibt wohl an ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern hängen.

**Erwarten Sie, dass diese Leute eine Ausbildung nachholen müssen?**

Das ist ein Dilemma. Schulklassen ohne Lehrperson, das geht ja auch nicht. Wenn ich Tür an Tür mit jemandem unterrichten würde, der keine Ausbildung gemacht hat, würde mir das aber schon Mühe machen.

**Sie wurden vor Kurzem Mutter. Kehren Sie ins Schulzimmer zurück?**

Ja. Ich werde auf das nächste Semester hin mit einem Pensum von fünf Lektionen einsteigen. Dass das möglich ist, ist das Schöne am Lehrberuf. Ich geniesse es sehr mit meiner Tochter daheim, aber der Ausgleich wird mir guttun.

**Würden alle zehn Prozent mehr arbeiten, gäbe es keinen Lehrpersonenmangel.**

**Was halten Sie von der Forderung nach einem Mindestpensum?**

Ohne individuelle Lösungen würden wohl viele abspringen. Ich würde wahrscheinlich nicht einsteigen.

**Was würden Sie Leuten mit auf den Weg geben, die einen Quereinstieg in den Beruf erwägen?**

Unbedingt machen. Mehrere Ausbildungen im Verlauf eines Erwerbslebens zu absolvieren – auch in komplett verschiedenen Gebieten –, ist heute üblich.

**Was raten Sie jenen, die jetzt vor dem Berufseinstieg stehen?**

Mir tat der Austausch mit anderen in einer ähnlichen Situation mega gut. Wichtig ist, die Ansprüche an sich selber nicht zu hoch anzusetzen. Man darf sich durchaus die Frage stellen, ob die Kinder etwas besser lernen, nur weil die Vorbereitung einer Lektion länger dauert als die Lektion selber. Und: Es ist wichtig, Erlebnisse, seien es gute oder schlechte, richtig einzuordnen – und dann weiterzugehen. ■

**Zur Person**

Denise Feierabend war Skirennfahrerin. Als grössten Erfolg gewann sie im Teamevent an den Olympischen Spielen in Pyeongchang 2018 die Goldmedaille. Vor anderthalb Jahren schloss sie an der Pädagogischen Hochschule Graubünden die Ausbildung zur Primarlehrerin ab und übernahm eine erste Klasse in Vilters (SG). Feierabend (33) ist verheiratet und seit August Mutter einer Tochter. Sie wohnt mit ihrer Familie in Igis (GR).



Das Fotoalbum zu den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang blätterte Denise Feierabend letzten Winter auch mit ihren Schülerinnen und Schülern durch.

# Die Pandemie machte den Banker zum Lehrer

Ronny Siev unterrichtet als Lehrer ohne PH-Abschluss. Er bringt zwar viel Lebenserfahrung mit, vertraut bei pädagogischen Fragen aber auf die berufliche Erfahrung seiner Kollegin.

Auf der Rathausbrücke mitten in Zürich sitzt Ronny Siev und isst ein Fladenbrot. Aus allen Strassen und Gassen strömen die Berufstätigen der umliegenden Büros, um Mittagspause zu machen. Sie sprechen über Wochenendpläne oder was sie sonst im Leben umtreibt.

So ähnlich waren auch die Mittagspausen von Ronny Siev, als er noch nicht unterrichtet hat. Heute spricht der ehemalige Banker in der Mittagspause kaum über Privates, sondern über ganz andere Dinge. Zum Beispiel über Kinder, die nicht still sitzen können. Oder über die didaktische Herangehensweise an ein neues Thema. Dass sich in der Pause alles um den Arbeitsplatz dreht, in diesem Fall die Schule, fasziniert Siev. «Es ist unglaublich, wie viel ich während dieser Gespräche von meinen Kolleginnen und Kollegen lernen kann», sagt er.

## Übersetzen, vermieten, dozieren

Die Faszination fürs Lernen auf allen Ebenen zieht sich durch Sievs berufliche Biografie. Der Politikwissenschaftler ist nicht nur vielseitig interessiert, sondern hat reichlich Erfahrungen in diversen Berufsfeldern gesammelt. «Immer wenn meine Lernkurve flach wurde, wusste ich, dass es nun an der Zeit ist, beruflich etwas zu ändern», sagt Siev.

So arbeitete er in Südamerika als Übersetzer, vermietete in Mallorca Yachtplätze und war dann noch mehrere Jahre als «Private Banker» tätig. Später arbeitete er als Dozent für internationales Management und internationale Betriebswirtschaft an einer Fachhochschule und war Geschäftsführer der grünliberalen Partei.

*«Diese wunderbare Energie, die Neugierde der Kinder – all das gefällt mir sehr.»*

Nun arbeitet er nebenberuflich als Fundraising-Verantwortlicher bei einer NGO und engagiert sich im Stadtzürcher Parlament, dem Gemeinderat.

Mit dem Unterrichten begann er wegen der Pandemie. Vor einem Jahr fielen viele Lehrpersonen krankheitshalber aus und mussten in Quarantäne. Siev sprang während mehrerer Monate als Stellvertreter

ein. Für das laufende Schuljahr ist er jetzt befristet angestellt. Für ein Jahr unterrichtet er dabei als Fachlehrer einer ersten Klasse in einem Teilpensum von 37 Prozent.

## Begeistert vom Lehrerberuf

Siev sitzt an diesem schönen Herbstmittag entspannt da. Die Brücke unter ihm wirkt symbolisch für die Verbindung zwischen

*«Als Vater weiss ich in etwa, wie Kinder ticken. Doch was das für den Unterricht bedeutet, war mir nicht klar.»*

den verschiedenen beruflichen Welten, in denen er sich zurzeit bewegt. Dass ihn beide berufliche Engagements erfüllen, ist spürbar.

Von seiner Arbeit als Lehrer ist Siev begeistert: «Die Offenheit, die Frische, diese wunderbare Energie, die grosse Neugierde der Kinder – all das gefällt mir sehr. Das Unterrichten macht mir zudem grossen Spass.» Diese Freude an der Arbeit mit den Kindern hilft ihm, die Herausforderungen des Berufs zu bewältigen. Schülerinnen und Schüler, die nicht still sitzen können, Grimassen schneiden, blö-

deln, herumrennen: «Als Vater weiss ich in etwa, wie Kinder ticken. Doch was das für einen Unterricht mit über 20 Kindern bedeutet, war mir nicht klar», sagt er.

Eine grosse Herausforderung sei für ihn deshalb nicht nur, den Schulstoff adäquat auf- und vorzubereiten, sondern angemessen auf das Verhalten der Kinder zu reagieren: «Wann sanktioniere ich eine Handlung, wie bringe ich die nötige Ruhe in die Klasse?» Und: «Wie werde ich jedem einzelnen Kind gerecht? Widme ich mich nur den lauten Kindern oder auch den leisen?» All diese Fragen beschäftigen ihn. Fragen und Schwierigkeiten bespricht er mit seiner Teamkollegin, welche die Funktion als Klassenlehrerin innehat. Einmal pro Woche hat er zudem eine halbe Stunde Coaching zugute. Dabei tauscht er sich mit dem Heilpädagogen der Schule aus.

## Lernen im Pausenraum

Zur Vorbereitung auf sein neues Berufsfeld besuchte Siev in den Sommerferien einen fünftägigen Kurs der PH Zürich. Dieser sei interessant, aber eindeutig zu kurz gewesen: «Alles, was ich glaubte, in den fünf Tagen zu lernen, lerne ich heute während der Gespräche in der Pause im Lehrzimmer, von meiner Teamkollegin und im Coaching», sagt er.



Ronny Siev arbeitet gerne als Lehrer. Dabei ist er als Laie jedoch auf die Unterstützung seines Teams angewiesen. Fotos: Philipp Baer

Dieses tägliche Lernen bei der Arbeit ist nur möglich, weil sich seine Kolleginnen und Kollegen Zeit nehmen für ihn und seine Fragen. Zudem sitzen Siev und seine Teamkollegin zwei Stunden pro Woche zusammen, diskutieren über die Kinder und bereiten den Unterricht vor.

«Meine Teamkollegin leistet ganz klar einen Zusatzaufwand», sagt Siev. Dafür gebe es bei ihnen keine langfädigen Diskussionen, wie sie andere Teams teilweise führten. «Ich rede ihr nicht drein.» Die Klassenlehrerin bestimmt, wie die Klasse

*«In der Schweiz braucht es ja für alles ein Diplom.»*

geführt wird, welche Unterrichtsformen und welche Schulbücher zum Einsatz kommen. Er ordne sich da unter. «Ich habe zwar Lebenserfahrung, sie aber hat als Lehrerin die Berufserfahrung und ist die Klassenlehrerin. Deshalb ist es klar, dass sie die Richtung vorgibt.»

Siev schätzt die Unterstützung durch seine Kollegin und das Team: «Das ist extrem wertvoll. Würden mich die Lehrkräfte an meiner Schule im Stich lassen, hätte ich ein Problem. Ich könnte es noch verstehen, würden sie dies tun. Denn ich habe keine Lehrerausbildung und darf trotzdem unterrichten. Das könnte schon Widerstand hervorrufen.» Ressentiments gegenüber ihm und seiner Arbeit spürte Siev bis jetzt allerdings nicht. Zwar sei im Elternrat die Anstellung eines Laienleh-

ters thematisiert worden. Ihm gegenüber habe sich jedoch niemand negativ geäußert. Im Gegenteil: «Ein Vater sagte am Elternabend, er fände es toll, dass auch Leute mit anderen beruflichen Erfahrungen unterrichten.»

#### Die letzte «unregulierte Ecke»

Die Mittagspause neigt sich dem Ende zu. Die Berufstätigen, welche die Pause an der Sonne verbracht haben, kehren zurück in ihre Büros. Die meisten von ihnen dürften einen Ausweis in der Tasche haben für das Berufsfeld, in welchem sie arbeiten. «In der Schweiz braucht es ja für alles ein Diplom», sagt Siev. Als Lehrer ohne Diplom sei es ihm nun möglich, «in der letzten unregulierten Ecke der Schweiz» zu arbeiten, weil die Notlage so gross sei. Diese Flexibilität der Schulen, nach unkonventionellen Lösungen zu suchen, gefällt ihm.

Ob er auch noch im nächsten Schuljahr unterrichten wird, ist unklar. Seine Anstellung ist auf ein Jahr befristet. So

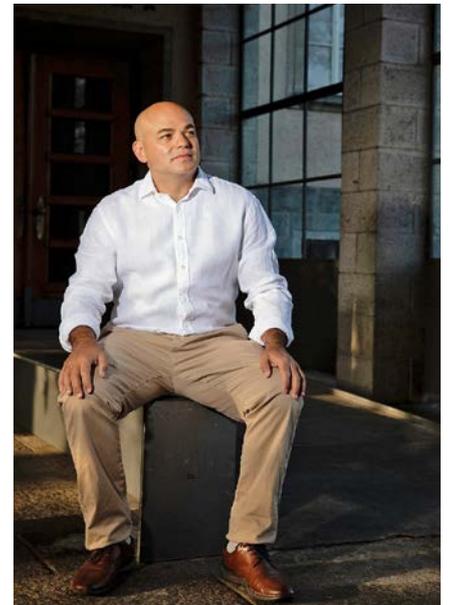
*«Meine Schülerinnen und Schüler sollen lernen, kritische Fragen zu stellen.»*

sieht es das Zürcher Volksschulgesetz vor (siehe Beitrag unten). Um weiter unterrichten zu können, müsste er nachträglich ein Lehrdiplom erwerben. Dafür müsste die PH Zürich ihre Ausbildung für den

Quereinstieg jedoch anders strukturieren, sagt Siev: «Ich habe familiäre Verpflichtungen und kann nicht längere Zeit auf mein Einkommen verzichten.»

Vorerst hat Siev sowieso noch andere Ziele. Diese betreffen seinen Unterricht: «Meine Schülerinnen und Schüler sollen lernen, kritische Fragen zu stellen und so besser bereit sein für die Herausforderungen des Lebens.» ■

Mireille Guggenbühler



Ronny Siev weiss noch nicht, ob er nächstes Jahr weiter unterrichten kann.

## Wenige Kantone erheben Zahlen

In der Schweiz gibt es keine Übersicht darüber, wie viele nicht adäquat ausgebildete Lehrpersonen an den Schulen arbeiten. Kantone machen nun vereinzelt Erhebungen.

Lehrpersonen in der Schweiz, die keine Ausbildung zur Lehrerin oder zum Lehrer haben, werden nicht systematisch erfasst. Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren verweist in dieser Frage auf die Kantone. Vereinzelt haben diese nun begonnen, ihre Zahlen aufzuschlüsseln.

#### Blick in die Kantone

Im Kanton Zürich sind unter den insgesamt 18000 Lehrpersonen aktuell rund 530 Personen ohne Lehrdiplom angestellt – mit einem durchschnittlichen Beschäftigungsgrad von knapp 45 Prozent. Die Anstellung ist auf ein Jahr befristet. Auch der Kanton Solothurn hat, aufgrund einer

Anfrage aus dem Kantonsparlament, erstmals detaillierte Zahlen vorgelegt. Demnach besitzen 86 Prozent aller Lehrpersonen in der Volksschule ein Lehrdiplom. 7 Prozent sind Lehrbeauftragte mit Teilqualifikation. Weitere 7 Prozent sind Lehrpersonen ohne Qualifikation.

**Der Verband fragt nach**

Im Kanton Aargau führte der Lehrerinnen- und Lehrerverband (ALV) eine Befragung seiner Mitglieder zur aktuellen Lage durch. Aus den 300 Rückmeldungen hat sich Folgendes ergeben: 25 Prozent gaben an, dass die offenen Stellen an ihrer Schule mit qualifiziertem Personal besetzt

### *Die PHs haben verschiedene Massnahmen ergriffen, um mehr Personen auszubilden.*

werden konnten. 20 Prozent der Befragten meldeten, dass in diesem Sommer Stellen mit unqualifiziertem Personal besetzt werden mussten. 10 Prozent hielten fest, dass Pensen erhöht worden seien, um Stellen besetzen zu können. 6 Prozent schrieben, es fehlten vor allem Heilpädagoginnen und Heilpädagogen sowie Logopädinnen und Logopäden.

**Überbrücken mit Notmassnahmen**

Der Rest der Befragten hielt fest, den Lehrpersonenmangel mit Notmassnahmen aufgefangen zu haben, etwa mit Klassenassistenzen und dem Zusammenlegen von Klassen oder Fächern. Um mehr Lehrpersonen auszubilden, haben verschiedene Pädagogische Hochschulen nun Massnahmen ergriffen: An der PH Bern können seit diesem Semester Personen ohne adäquate pädagogische Ausbildung am Institut Primarstufe Ausbildungsinhalte absolvieren, die bei einem späteren Studium angerechnet werden.

Die PH Zürich möchte indes Lehrpersonen, die derzeit an Zürcher Volksschulen ohne Lehrdiplom unterrichten, eine langfristige Perspektive im Lehrberuf bieten. Im November kündigte die PH eine berufsbegleitende Ausbildung an, die etwa vier Jahre dauern soll. Die Hürden für die Zulassung sind aber hoch: Das Angebot gilt nur für Personen, die über 30 Jahre alt sind und mindestens 40 Prozent an einer Schule unterrichten. Zudem müssen sie eine Matura, einen Fachmittelschulabschluss oder den Abschluss einer dreijährigen Lehre mitbringen. ■

Mireille Guggenbühler

## Wider die Pflasterlipolitik

**Laien im Schulzimmer sind für Christian Hugi symptomatisch für den Umgang mit dem Lehrpersonenmangel. Der Vizepräsident LCH fordert, dass die Kantone die Malaise endlich gemeinsam angehen.**

Die Situation an den Schweizer Volksschulen ist angespannt. Der Mangel an Lehrpersonen spitzt sich weiter zu. Man kann deshalb von Glück reden, dass sich zahlreiche Interessierte finden liessen, die als Laienlehrpersonen in die Bresche gesprungen sind und dass die ohnehin belasteten Schulteams einen beachtlichen Zusatzeffort zu leisten bereit sind. Sie haben die Laien im Schulzimmer wohlwollend aufgenommen und unterstützen diese tatkräftig. Gelöst sind die dem Mangel zugrunde liegenden Probleme damit aber mitnichten.

Es erstaunt vor diesem Hintergrund nicht, dass der Fachkräftemangel in den Schulen politisch und auch medial derzeit stark beschäftigt. Endlich! Als Bildungsnation

*«Klassenlehrpersonen müssen gestärkt werden und Lehrpersonen brauchen mehr Zeit zum Unterrichten.»*

kann es sich die Schweiz schlicht nicht leisten, einfach wegzuschauen. In der Pflicht sind allen voran die Kantone.

Was dort insbesondere erstaunt, ist der Umstand, dass sich die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren (EDK) bis jetzt nicht in einer aktiveren Rolle sieht – einmal mehr, muss man leider sagen. Die Ursachen, Fragen und Herausforderungen sind überall in den Schweizer Volksschulen bis hin zu den steigenden Schülerinnen- und Schülerzahlen vergleichbar. Ein gemeinsames oder wenigstens ein koordiniertes Vorgehen wäre deshalb zentral – selbst dann, wenn sich die Situation im Detail von Kanton zu Kanton unterscheidet.

Stattdessen werden zu lange ignorierte Probleme weiterhin mit bildungspolitischen



Christian Hugi, Vizepräsident LCH.

Foto: Philipp Baer

Pflästerchen behandelt. Dabei zeigen Arbeitszeitstudien des LCH seit über 20 Jahren, dass Heterogenität, Individualisierung, Kommunikation mit Eltern, gesellschaftliche Ansprüche etc. und die dadurch verursachte Überzeit den Beruf unattraktiver machen. Das Unterrichten wurde aufwendiger. Viele Lehrpersonen reduzieren aus all diesen Gründen ihre Pensen oder steigen sogar aus. Die Folge: zu wenig Personal und sinkende Qualität.

Klassenlehrpersonen müssen jetzt gestärkt werden. Lehrpersonen brauchen wieder mehr Zeit für das eigentliche Unterrichten. Der LCH benennt im Positionspapier «Zeitgemässe Anstellungsbedingungen für Lehrpersonen an der Volksschule», wie diese Ziele zu erreichen sind: Nötig ist eine Netto-Jahresarbeitszeit, die 1950 Stunden nicht übersteigt. Ein Vollpensum darf höchstens 26 Wochenlektionen umfassen und Zeit für die Funktion als Klassenlehrperson ist im Umfang von mindestens zwei Jahreslektionen abzugelten. Einige Kantone haben zudem auch deutlichen Nachholbedarf bei den Löhnen. Und: Den neu hinzugewonnenen Kolleginnen und Kollegen ohne adäquate pädagogische Ausbildung muss ab dem nächsten Sommer eine vollwertige Teilleistungsfortbildung ermöglicht werden.



Cartoon: Marina Lutz

# Warum Plüschfreunde so wichtig sind

Text:  
Caroline Kienberger

Foto: iStock/Sergey  
Fedoskin

Viele Kinder haben ein Plüschtier, das sie immer bei sich tragen – sei es beim Arztbesuch, in den Ferien oder in der Kita. Das Kuscheltier spendet Trost und gibt Sicherheit. Umso mehr leiden Kinder, wenn sie es verlieren.



Laurin kuschelt sich im Hotelzimmer aufs Sofa. Ein aufregender Tag liegt hinter ihm. Er war mit Mama, Papa und seiner kleinen Schwester Melina auf einer Wanderung in den Bergen. Dort hat er schneebedeckte Gipfel gesehen, ist auf einem Spielplatz herumgetobt und mit einer Seilbahn gefahren. Mit dabei war auch der Plüschhase Stefan. Laurin trug ihn während der ganzen Wanderung bei sich, damit auch der Hase die Berglandschaft geniessen konnte. Plötzlich schreckt Laurin vom Sofa hoch. Wo ist Stefan überhaupt? Laurin kann ihn nirgendwo entdecken. Er rennt weinend zu Mama, die das ganze Hotelzimmer auf den Kopf stellt. Stefan bleibt unauffindbar. «Wir haben ihn auf dem Berg vergessen», merkt Mama plötzlich.

Diese Szene stammt aus dem Bilderbuch «Stefan, wo bist du?» von Nadine Gerber. Die Autorin hat sich vom Alltag inspirieren lassen: Ihr Sohn hat ein Lieblingsplüschtier namens Stefan, das öfters verschwindet, aber immer

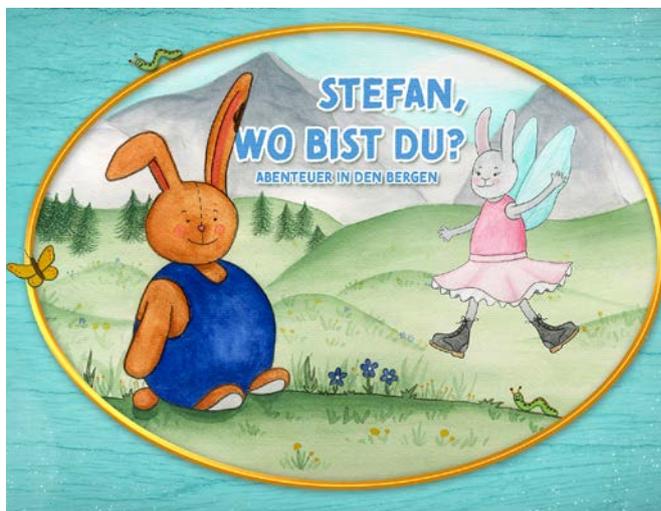
*«In aufwühlenden Situationen spenden Kuscheltiere Trost. Sie helfen Stress zu regulieren.»*

zurück nach Hause findet. Es sind Momente, wie sie in vielen Familien täglich vorkommen. Doch warum hängen Kinder so an ihrem Plüschtier?

### **Kuscheltiere helfen bei Übergängen**

Für den englischen Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald Winnicott (1896–1971) waren Plüschtiere sogenannte Übergangsobjekte. In den ersten Lebensmonaten hat ein Säugling noch kein Bewusstsein des eigenen Körpers. Das Baby empfindet die Mutter und den eigenen Körper als etwas Ganzes, Unzertrennliches. Ab einem Alter von etwa vier Monaten ändert sich dieser Zustand. Das Kind beginnt dann gemäss Winnicott, sich und die Mutter als eigenständig wahrzunehmen. In dieser Phase gewinnen Gegenstände wie Plüschtiere, Schmusedecken oder Puppen an Bedeutung. Das Kind projiziert die Beziehung zur Mutter auf ein Objekt – das sogenannte Übergangsobjekt. Es unterstützt das Kleinkind beim ersten Ablösungsschritt von der Mutter.

Plüschtiere haben daher eine grosse emotionale Bedeutung für Kinder. «Das Kuscheltier gibt dem Kind Sicherheit und Halt», sagt Daniel Schmerse, Leiter Professur Kindliche Entwicklung und Sozialisationsprozesse an der PH der Fachhochschule Nordwestschweiz. «In emotional aufwühlenden Situationen spenden Kuscheltiere Trost. Sie helfen Stress zu regulieren, beispielsweise wenn das Kind



Das Bilderbuch «Stefan, wo bist du?» handelt von einem verlorenen Stoffhasen. Foto: zVg

in der Kita zum ersten Mal von den Eltern getrennt ist.» Somit seien Kuscheltiere für ein Kind mehr als nur Spielzeug. Sie sind ihm eine Freundin oder ein Freund. Zwar weiss das Kind, dass das Kuscheltier nicht aus Fleisch und Blut ist, verleiht ihm beim Spielen aber eine Persönlichkeit. Wie lange Kinder an Plüschtieren hängen, ist ganz verschieden. «Eine Altersgrenze lässt sich nicht festlegen. Es ist auch fraglich, ob es diese braucht», sagt Schmerse. «Die meisten Kinder haben ein Plüschtier als <Trostspender> bis zum Alter von etwa fünf Jahren. Viele spielen mit ihnen bis zu einem Alter von zehn Jahren weiter, beispielsweise in verschiedenen Formen des Rollenspiels.»

### **Traurigkeit des Kindes ernstnehmen**

Die grosse emotionale Bedeutung des Plüschtiers sorgt dafür, dass Kinder beim Verlust des Lieblingshasen oder des Teddys oft sehr traurig sind. «Es ist wichtig, die Traurigkeit des Kindes anzuerkennen und nicht abzutun», sagt Schmerse. Für manche Erwachsene ist es schwer nachvollziehbar, dass ein Kind um ein verschwundenes Spielzeug trauert – besonders, wenn es viele weitere Plüschtiere und Puppen besitzt. Um das Kind besser zu verstehen, können sich Eltern fragen: Wie würde es mir gehen, wenn ich etwas verliere, das mir am Herzen liegt? Etwas, mit dem ich viele schöne Erinnerungen verbinde und das mir in schwierigen Situationen geholfen hat? Der Verlust des Plüschtiers ist für Kinder auch eine Lektion im Umgang mit Gefühlen. «Eltern sollten dem Kind dabei helfen, Worte für die Traurigkeit zu finden. Durch das Benennen und Versprachlichen gelingt es, die Traurigkeit zu verarbeiten.»

Sätze wie «Ist doch nicht schlimm» seien dagegen wenig zielführend.

### Elefant auf Weltreise

Der Verlust eines Plüschtiers ist für Kinder dramatisch. Darum greifen Eltern manchmal zu kreativen Methoden, um ihre Kinder zu trösten. So machte vor einigen Jahren folgende Geschichte im Internet die Runde: Ein Junge aus den USA verlor seinen geliebten Plüschelefanten Fezzik. Die Eltern erzählten ihm, der Elefant sei auf Weltreise gegangen. Ein Bekannter der Familie postete daraufhin ein Foto von Fezzik in den sozialen Medien und bat darum, den Elefanten mittels Photoshop in Fotos berühmter Sehenswürdigkeiten zu integrieren. Bald tauchten unzählige Bilder von Fezzik auf: auf der Freiheitsstatue, in einer venezianischen Gondel oder sogar auf dem Mond. Die Eltern baten zudem um Hinweise, um welches Modell es sich beim Plüschelefanten handle und wo dieses nachzukaufen sei. Ob sie je fündig wurden und Fezzik wieder heimkehrte, ist nicht bekannt. Glücklicherweise endet dagegen die Geschichte von Laurin und seinem Hasen. Dank magischer Unterstützung durch eine Fee finden beide wieder zusammen. Allerdings ist dabei auch ein bisschen die Hilfe von Laurins Mama nötig.

### Bindung zum Plüschtier bleibt

Plüschtiere begleiten viele Menschen bis ins Erwachsenenalter hinein, beispielsweise als Schlafbegleiter. «Das ist vollkommen okay und akzeptabel», sagt Daniel Schmerse. «Die meisten von uns haben überwiegend positive Erinnerungen an ihre Kindheit. Kuschtiere sind eine Brücke in diese Zeit.» Darum besteht die emotionale Bindung, die als Kind zum Plüschtier aufgebaut wurde, im Erwachsenenalter weiter. «Auch wenn sich Erwachsene rein kognitiv vergegenwärtigen können, dass es sich bei dem Kuschtier nur um ein Objekt handelt, wird dadurch der emotionale Bezug nicht einfach gelöscht.» ■

Caroline Kienberger

### Weiter im Text

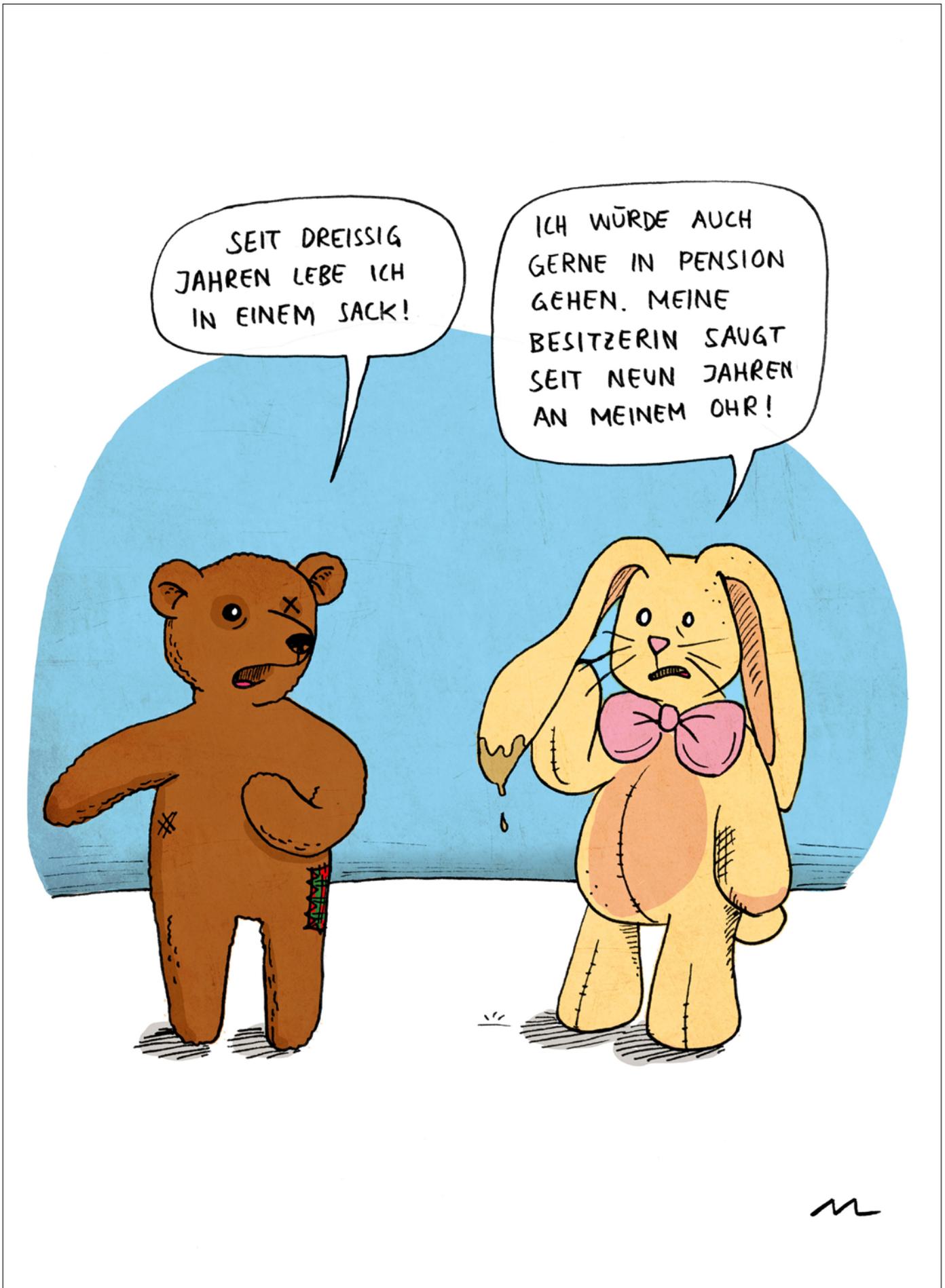
Nadine Gerber (Text), Nicole Neufeld Körner (Illustration): «Stefan, wo bist du? Abenteuer in den Bergen», 2022, im Eigenverlag.

### Weiter Netz

[www.nadinegerber.ch](http://www.nadinegerber.ch)



Manchmal ist auch eine Lieblingsdecke ein Trostspender. Foto: iStock/emholk



Cartoon: Marina Lutz

# Ein kleiner Lohn nützt mehr als klassisches Sackgeld

In vielen Familien ist es üblich, ein Sackgeld zu geben. Fachleute empfehlen stattdessen einen Jugendlohn. Mit diesem können Jugendliche sich eigene Wünsche erfüllen, müssen damit aber auch zwingende Ausgaben bezahlen.

Der Umgang mit Geld will gelernt sein. Damit Jugendliche Erfahrungen damit machen können, wie sie später ihre Finanzen im Griff behalten, gibt es den Jugendlohn. Dabei zahlen Eltern ihren Kindern jeden Monat einen fixen Betrag aus. Mit diesem Lohn sollen Jugendliche Selbstverantwortung lernen und Autonomie erhalten. Das Konzept wurde in den 1970er-Jahren vom Psychologen und Familientherapeuten Urs Abt entwickelt. Information und Unterstützung rund um das Thema bietet der Verein Jugendlohn in Zürich. Die folgenden Fragen geben einen Überblick über das Modell.

## Was ist der Unterschied zwischen Jugendlohn und Sackgeld?

In vielen Familien erhalten Kinder einzelne Geldsummen für bestimmte Konsumwünsche. Der Jugendlohn dagegen ist ein monatlich fester Betrag. Die Jugendlichen zahlen damit einen Anteil ihrer notwendigen Lebenskosten, welche die Eltern ohnehin tragen würden. Dazu gehören beispielsweise das Handy-Abo, das ÖV-Abo oder Kleidung. Dadurch lernen sie, das Geld einzuteilen und vorauszuplanen. Sie müssen abwägen, welcher Kauf sich lohnt oder wofür sie sparen

*Die Jugendlichen lernen abzuwägen, welche Käufe sich lohnen oder wofür sie sparen möchten.*

möchten. So gewinnen sie Selbstvertrauen für künftige finanzielle Entscheidungen. Zudem lernen sie, den selbst gekauften Sachen Sorge zu tragen.

## Für wen eignet sich der Jugendlohn?

Der Verein Jugendlohn rät: «Der zwölfte Geburtstag ist für die Einführung des Jugendlohns ideal.» Die meisten Jugendlichen in diesem Alter können rechnen und ihre Bedürfnisse abwägen. Sie holen zudem noch gern Rat bei den Eltern ein, die sie bei der Einteilung des Geldes unterstützen können.

## Wie starten Familien ins Modell «Jugendlohn?»

Der Verein rät, gemeinsam als Familie zu entscheiden, ob das Konzept passt. Dann entscheiden die Eltern, welche Kostenbereiche das Kind künftig selbst verantwortet. Wichtig ist, dass die Eltern bei der Umsetzung Tipps liefern. Sie können beispielsweise erklären, wie hoch der Anteil des Geldes sein sollte, den das Kind für neue Kleidung einsetzt oder für Freunde ausgibt.

## Wie hoch sollte der Jugendlohn sein?

Die Höhe des Betrags ist individuell und hängt vom Budget der Familie ab. Die Eltern sollten vorab ausrechnen, wie hoch die Kosten ausfallen, die das Kind künftig selbst übernimmt. Dazu können sie über mehrere Monate hinweg die Ausgaben notieren, die für das Kind anfallen. Dieser Betrag wird durch 12 oder 13 geteilt und mit dem monatlichen Sackgeld ergänzt. Der Endbetrag ist der monatliche «Lohn», den das Kind erhält.

## Welche Bereiche fallen nicht unter den Jugendlohn?

Kosten des Grundbedarfs wie beispielsweise Miete, Essen, Versicherungen, Krankheitskosten, Musikinstrumente oder Familienausflüge.

## In welcher Form sollten die Jugendlichen das Geld erhalten?

Für einen zusätzlichen Lerneffekt sollten die Eltern bei der Bank ein Jugendkonto für das Kind eröffnen. Nach der Überweisung eines Startkapitals können sie den Jugendlohn monatlich als Dauerauftrag überweisen.

## Und wenn das Kind in einen finanziellen Engpass gerät?

Der Verein «Jugendlohn» empfiehlt, das Konzept als Lernfeld zu betrachten. Bleibt am Ende des Monats nichts mehr vom Geld übrig, weil die Jugendlichen eine falsche Kaufentscheidung getroffen haben, sollten die Eltern nicht mit zusätzlichem Sackgeld aushelfen. «Geben Sie dem Kind die Chance, die Fehler selbst zu korrigieren und daraus zu lernen», heisst es auf der Webseite des Vereins. ■

Caroline Kienberger

## Weiter im Netz

[www.jugendlohn.ch](http://www.jugendlohn.ch)



Das Sparschwein war gestern: Fachpersonen empfehlen, Jugendlichen monatlich Geld zu überweisen, das sie selbst einteilen müssen. Foto: Pixabay/3D Animation Production Company

# Der Übertritt ins Gymnasium erhitzt die Gemüter

Für viele Eltern gilt das Gymnasium als Königsweg. Entsprechend hoch ist der Druck auf Kinder und Lehrpersonen – vor allem, wenn Erwartungen enttäuscht werden. Das birgt Konfliktpotenzial.

Bildungsthemen sind selten Stoff für filmreife Geschichten – ausser es geht um den Übertritt ins Gymnasium. Die Komödie «Frau Müller muss weg» verhandelt diese verhärteten Fronten im Schulalltag, wo Eltern der Lehrerin unverhohlen ein Ultimatum stellen. Das Stück ist fiktiv, zeigt aber ein echtes Problem auf: Wenn es um die Selektion und die Zukunft ihrer Kinder geht, sind Eltern zu vielem bereit – koste es, was es wolle.

Werden sich Lehrperson, Eltern und Kinder nicht einig, entscheidet je nach Kanton eine Prüfung, die Schulpflege, eine Schlichtungsstelle oder gar ein Gericht. Letzteres kommt jedoch selten vor. Für Aufsehen sorgte allerdings kürzlich eine Aussage der Lernforscherin Elisabeth Stern. Sie sagt, dass rund ein Drittel der Mittelschülerinnen und Mittelschüler nicht ans Gymnasium gehören. Diese seien nur dort, weil akademisch gebildete Eltern ihre Kinder pushen.

## Die Geschützte der Eltern

Werden Konflikte rund um Übertritte nun tatsächlich häufiger oder handelt es sich um medial aufgeblasene Einzelfälle? Roland Näf sieht jedenfalls viel Konfliktpotenzial. «Der Druck von Eltern auf Lehrpersonen hat massiv zugenommen», bestätigt der ehemalige Schulleiter. Er kennt die Bildungspolitik noch aus seiner Zeit als Grossrat für die Berner SP und Präsident der kantonalen Bildungskommission. Als Pensionierter verfolgt er das Thema weiterhin. Näf kann gut nachvollziehen, wenn Lehrpersonen den Übertritt

*«Der Druck von Eltern auf Lehrpersonen hat massiv zugenommen.»*

ans Gymnasium empfehlen, um Auseinandersetzungen zu vermeiden: «Sie können sich nicht vorstellen, welches Geschütz Eltern auffahren und wie aggressiv manche mit Anwälten drohen.»

Für Näf ist die Popularität der gymnasialen Bildung Ausdruck einer gesellschaftlichen Entwicklung, wo Prestige eine grössere Rolle spielt und den Kon-

kurrenzkampf fördert: «Wir ertragen es nicht, wenn es die Kinder des Nachbarn ans Gymnasium schaffen und unsere nicht.» Er sieht das Problem nicht darin, dass zu viele Jugendliche ans Gymnasium wollen, sondern die falschen. «Es ist heute eine Frage der sozialen Schicht und nicht der intellektuellen Voraussetzung. Wir brauchen am Gymnasium jene mit der nötigen intellektuellen Kreativität und mit analytischen Fähigkeiten.» Das jetzige

*«Vor lauter Testen und Beurteilen geht das Fördern vergessen.»*

System erlaube es, sich auch ohne mathematische und analytische Begabung bis zur Matur zu «wursteln». Man müsse dafür einfach in anderen Fächern fleissig genug sein.

Die Fixierung auf den «Königsweg Gymnasium» ist problematisch. Das beschäftigt auch Schulleiter Daniel Gebauer, der ausserdem Geschäftsleitungsmitglied des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz LCH ist. «Die Erwartungshaltungen der Schülerinnen und Schüler und vor allem der Eltern nehmen bei der Wahl der Wunschlaufbahn mehr Platz ein als das Ergründen

des tatsächlich vorliegenden Potenzials.» Er weist darauf hin, dass so ein wesentliches Ziel der Schulbildung vernachlässigt wird. «Ich habe manchmal fast den Eindruck, dass vor lauter Testen und Beurteilen das Fördern vergessen geht.»

## Konflikte selten, aber belastend

Einer ruft in der Debatte zu Besonnenheit auf: «In meiner Wahrnehmung gibt es selten Konflikte. In der Regel wird eine einvernehmliche Lösung gefunden und generell ist die Akzeptanz der Schule bei der Elternschaft nach wie vor hoch.» Dies sagt Markus Neuenschwander, Leiter des Zentrums Lernen und Sozialisation der Pädagogischen Hochschule FHNW. Bei den Konflikten handle es sich um Einzelfälle, die für Lehrpersonen sehr belastend sein können und Angst vor zukünftigen Gesprächen wecken können.

Neuenschwander sieht in der Debatte um Übertritte ans Gymnasium vor allem ein Stadtphänomen, das besonders in Kantonen wie Zürich, Basel-Stadt und Genf auffällt. «Dass Akademikereltern für ihre Kinder ähnliche Abschlüsse wollen, findet sich überall, wird aber in Städten besonders intensiv diskutiert», sagt er. In ländlichen Kantonen wie Bern, Aargau oder Solothurn seien solche Konflikte viel seltener, was mit dem höheren Stellenwert



Oft schüren falsche Erwartungen den Wunsch, ans Gymnasium zu gehen. Foto: iStock/Imagésby Trista

der Berufsbildung zu tun haben könnte. Jeder Kanton hat sein eigenes System: In einigen gibt es Langzeit-, in anderen nur Kurzzeitgymnasien. Die einen regeln Übertritte mit Empfehlungen und Notenschnitt, andere kennen die Aufnahmeprüfung ans Gymnasium. Was sinnvoller ist, darüber scheiden sich die Geister.

Beim Übergang von der Primar- in die Sekundarstufe praktiziert der Kanton Bern eine hybride Form. Diese habe sich bewährt, sagt Gebauer. «Sind die Eltern mit dem Übertrittsentscheid nicht einverstanden, können sie ihr Kind für eine Kontrollprüfung anmelden.» Er ist überzeugt, dass Transparenz in der Beurteilung Streitfälle vermeiden kann.

#### Entspannt ins Kurzzeitgymnasium

Für Neuenschwander hängt die Selektion eng mit dem jeweiligen Bildungssystem zusammen. Die Kantone Bern, Aargau und Solothurn beispielsweise führen keine Langzeitgymnasien mehr – und kennen dementsprechend auch keinen Gymnasiumsübertritt nach sechs Jahren Primarschule wie Zürich oder Luzern. Die Frage

### «Können wir uns eine Schulform leisten, die zum Nachteil der Mehrheit der Jugendlichen ist?»

nach dem Übertritt ins Kurzzeitgymnasium stellt sich erst nach neun Schuljahren. «In diesem Alter entspannt sich die Selektionsfrage in der Regel. Ein solches System ist also möglich, wie die Systeme in diesen Kantonen beweisen», sagt er.

Neuenschwander verweist auf Studien, die zeigen, dass die Leistungen der Schülerinnen und Schüler in Kantonen ohne Langzeitgymnasien nicht schlechter seien. Es ist ausserdem eine Frage der Chancengleichheit. «Langzeitgymnasien dienen einer kleinen Gruppe von Schülerinnen und Schüler», sagt er und fragt deshalb: «Können wir uns eine Schulform leisten, die zum Nachteil der Mehrheit der Jugendlichen ist?» Ein Bildungssystem ohne frühe Selektion erhöhe die Chancengleichheit, wie das Beispiel Tessin zeige. Der Kanton führt bis zur 9. Klasse eine

integrierte Schule mit Leistungskursen im 8. und 9. Schuljahr.

#### «Hervorragende Alternativen»

Wichtig findet Neuenschwander zudem, dass Eltern besser über die Bildungsmöglichkeiten informiert werden. «Das Gymnasium ist nicht für alle der beste Weg.» Das Schweizer System sei durchlässig und

### «Den Spruch vom Königsweg können wir streichen.»

der Zugang zu Hochschulen auch nach einer Berufslehre möglich.

Auch Gebauer bedauert, dass fälschlicherweise viele Eltern die Selektionsentscheide als «endgültiges Stellen von Weichen für die Zukunft ihrer Sprösslinge» auffassen. Der gymnasiale Weg gelte noch immer als «Königsweg», besonders bei Akademikerinnen und Akademikern. «Dass die Schweiz mit ihrem dualen Bildungsweg und durchlässigen Bildungssystem über hervorragende Alternativen verfügt, wird leider ausgeblendet», so Gebauer.

#### Intellektuelle Kreativität fördern

Für Näf lässt sich der Konkurrenzkampf ums Gymnasium rational nicht rechtfertigen.

«Die Berufsbildung ist wesentlich effizienter und die Erfolgschance ist statistisch gesehen grösser. Die Abgängerinnen und Abgänger sind wesentlich gefragter als die meisten von der Uni.» Darum fordert Näf eine Neuausrichtung der Gymnasien: «Den Spruch vom Königsweg können wir streichen. Da wird heute viel zu oft repetitives Wissen bis zum geht nicht mehr gefragt, das reicht in der heutigen Zeit der Digitalisierung nicht mehr.»

Aus seiner Sicht müsste im Gymnasium die intellektuelle Kreativität viel stärker gefördert werden. «Die Berufsausbildung ist da viel näher an der Berufswelt und hat sich darum viel geschickter entwickelt.» Ein reformiertes Gymnasium werde auf Dauer automatisch auch eine andere Klientel anziehen, ist Näf überzeugt. «Wir müssen der Öffentlichkeit stärker klarmachen, was es dafür braucht – und irgendwann wird es durchschlagen.» ■

Jonas Wydler



Im Kanton Bern geht der normale Weg ans Gymnasium via Empfehlung und nicht via Prüfung. Im Bild das Kirchenfeldgymnasium in Bern. Foto: Creative Commons/Marianabeauty

# Nach der Berufsmesse kommt der Realitätscheck beim Schnuppern

BILDUNG SCHWEIZ berichtete letztes Jahr darüber, wie sich vier Jugendliche an den SwissSkills über Lehrberufe informierten. Inzwischen haben die jungen Leute Schnupperlehren besucht. Wo stehen sie heute? Haben sich ihre Berufswünsche bestätigt oder verändert? BILDUNG SCHWEIZ hat bei den Jugendlichen nachgefragt.

Manchmal hat die Berufswahl etwas Zufälliges. Eigentlich möchte Fatlind Logistiker werden. An den SwissSkills erhielt er einen ersten Einblick in diesen Beruf. Dort hat der Achtklässler geschickt mit dem Gegengewichtsstapler einen Metallstift bewegt und sich ausführlich mit Berufsleuten und Berufsbildnern unterhalten. Seither sind mehrere Monate vergangen. Eine Schnupperlehre als Logistiker hat er noch nicht gemacht. In

*Die Zeit, als mit der Lehrstelle ein Beruf fürs Leben gewählt wurde, ist vorbei.*

Münchenbuchsee, wo er in die Schule geht, erklärt Fatlind der Journalistin stattdessen: «Ich werde im Januar eine Schnupperlehre als Detailhandelsfachmann machen.»

Warum nun doch nicht Logistiker? Es habe sich so ergeben. Weil sein Bruder in einem grossen Einkaufszentrum arbeite und dort nachgefragt habe, ob er eine Schnupperlehre absolvieren könne. So kam Fatlind rasch und einfach zu einer Schnupperlehre im Detailhandel. Der Beruf des Logistikers steht bei Fatlind zwar immer noch hoch im Kurs. Er will sich jedenfalls um eine Schnupperlehre in einem Logistikbetrieb bemühen. Aber

er geht die Lehrstellensuche vor allem pragmatisch an: «Ich möchte Anfang der 9. Klasse eine Lehrstelle haben», sagt er. Das ist ihm wichtiger als der Beruf, den er erlernen wird. Denn er blickt schon weiter. Die Grundausbildung sieht er als Basis, um sich anschliessend weiterzubilden. Gerne möchte er zur Polizei oder zur Berufsfeuerwehr. Und: An der Berufsmesse SwissSkills hat er sich vorgenommen, im Rechnen besser zu werden, da Zahlen für Logistiker wichtig sind. «Ich habe gute Fortschritte im Rechnen gemacht und nehme auch mal die Aufgaben mit nach Hause», erzählt er stolz.

**Aufstiegsmöglichkeiten sind wichtig**

Die Zeit, als mit der Lehrstelle ein Beruf fürs Leben gewählt wurde, ist definitiv vorbei. Das zeigt sich auch bei Safaa. Sie denkt wie Fatlind bereits über ihren Lehrabschluss hinaus. Im September hat sie sich an den SwissSkills über den Beruf der Medizinischen Praxisassistentin (MPA) informiert und war sehr begeistert. Inzwischen hat sie drei Schnupperlehren absolviert: Je eine als MPA, als Fachfrau Gesundheit (FAGE) und als Fachfrau Betreuung (FABE). Am besten gefallen hat ihr der Tag als FAGE in einem kleinen Spital. Dort seien die Arbeiten sehr abwechslungsreich gewesen, und sie habe

viel helfen können. Auch die sozialen Aspekte seien wichtig gewesen. Und vor allem habe sie gemerkt, dass ihr mit dieser Grundausbildung eine Vielzahl von Weiterbildungen offenstünden, mehr als mit einem MPA-Abschluss.

Neu heisst Safaas Berufsziel Hebamme. Sie interessiert sich sehr für Medizin, hilft gerne anderen Menschen und arbeitet gerne im Team. Als Nächstes wird sie in einer Tierpraxis schnuppern gehen. Danach möchte sie nochmals eine Schnupperlehre als FAGE machen, möglichst in einem grossen Spital oder in einer Kinderstation. Sie will dort prüfen, ob die Lehre als Fachfrau Gesundheit wirklich das Richtige für sie ist.

Einen anderen Weg nimmt Aurela. Auch sie hat sich damals über die Lehre zur MPA informiert. Inzwischen konnte sie in diesem Beruf schnuppern gehen: «Es hat mir sehr gut gefallen und es hat meinen Berufswunsch vollkommen bestätigt», sagt sie. Sie hat als Nächstes vor, sich für eine Lehrstelle als MPA zu bewerben.

**Zuversichtlicher Lehrer**

Jordi Puerro ist der Lehrer von Fatlind, Safaa, Jael und Aurela. Alle vier besuchen das 8. Schuljahr. Die Realklasse im Schulhaus Bodenacker in Münchenbuchsee umfasst das 7. bis 9. Schuljahr. Von den



Safaa hat mittlerweile drei Schnupperlehren gemacht. Ihr Berufsziel ist Hebamme.  
Fotos: Claudia Baumberger



Aurela hat die Schnupperlehre als MPA gut gefallen. Ihr Berufswunsch hat sich bestätigt.

Jugendlichen der 9. Klasse hat einer bereits eine Lehrstelle, die anderen sind noch auf der Suche oder werden in ein 10. Schuljahr eintreten.

Wichtig sei die Unterstützung des Elternhauses, ist Puerro überzeugt. Wenn diese aus zeitlichen oder sprachlichen Gründen fehle, engagiere er sich stärker. Im Unterricht lehrt er die Jugendlichen, eine Bewerbung sowie einen Lebenslauf zu schreiben. Auch Telefonate und Vorstellungsgespräche werden geübt. Puerro führt Elterngespräche und besucht mit den Jugendlichen das Berufsberatungs- und Informationszentrum. Im Schulhaus gibt es zudem weitere Angebote zur Berufswahl, wie beispielsweise Berufswahlateliers oder Übungs-Vorstellungsgespräche mit Berufsbildnern, für die sich die Jugendlichen anmelden können. Puerro ist es ein Anliegen, dass die Jugendlichen mehrere Schnupperlehren besuchen und sich nicht auf einen Beruf fixieren. Das 10. Schuljahr findet er eine sehr gute Option für Jugendliche, die etwas mehr Zeit brauchen.

Die Jugendlichen der 8. Klasse möchten am Ende der obligatorischen Schulzeit jedoch am liebsten direkt in eine Lehre eintreten. Das 10. Schuljahr erachten sie eher als Zeitverschwendung. Das motiviert sie, sich in der Schule einzusetzen

und zumindest in den Fächern, die für ihre Lehre wichtig sind, gute Noten zu erzielen. Auch Jael möchte sich für das 10. Schuljahr nur anmelden, falls sie keine Lehrstelle findet. An den SwissSkills hat sie sich über den Beruf zur Fachfrau Betreuung für Kleinkinder erkundigt. Ihre erste Schnupperlehre hat sie dann allerdings in einer Demenzstation eines Altersheims gemacht: «Ich möchte auch noch andere Berufe kennenlernen», sagt sie dazu. Im Altersheim habe es ihr sehr gut gefallen, besonders weil man genügend Zeit habe, um sich um die alten Menschen zu kümmern. Mit dem vielen Putzen konnte sie sich allerdings weniger anfreunden. Als Nächstes geht sie eine Woche in einer Kinderkrippe schnuppern, danach zur Spitex und anschliessend in ein Fitnessstudio. Doch eigentlich steht für sie bereits fest, dass sie FABE für Kleinkinder lernen möchte. Sie ist zuversichtlich, eine Lehrstelle zu finden.

#### Weniger Lehrstellen

Der LehrstellenPuls ([www.lehrstellenpuls.ch](http://www.lehrstellenpuls.ch)) misst die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf die Lehrbetriebe und deren aktuelle und zukünftige Berufslernenden. Die Ergebnisse vom November 2022 zeigen: Das Lehrstellenangebot für den nächsten Sommer geht tendenziell

zurück. Um für ein Vorstellungsgespräch überhaupt eingeladen zu werden, sind Schulleistungen wichtig, stellt Jordi Puerro immer wieder fest. Wichtig sei aber auch

*«Wer anpacken kann und sympathisch rüberkommt, findet eine Lehrstelle.»*

der Eindruck, den Jugendliche bei Schnupperlehren hinterliessen: «Wer sympathisch rüberkommt und anpacken kann, findet eine Lehrstelle», sagt Puerro. Darum ist er bei den meisten seiner Schüler und Schülerinnen zuversichtlich, dass es klappen wird. Eine Zuversicht, die auch Fatlind, Safaa, Aurela und Jael teilen: Sie gehen ihre Berufswahl ohne Ängste an und glauben daran, dass sie eine Lehrstelle finden werden. Zudem wissen sie, dass ihnen viele Optionen offenstehen. Sorgen macht sich Puerro einzig um sozial auffällige und schulschwache Jugendliche. Zum Glück seien dies eher Einzelfälle, die dann individuell mehr Unterstützung erhalten. Auch ihnen will Puerro einen guten Start ins Arbeitsleben ermöglichen. ■

**Claudia Baumberger**



Jael will nach dem Altersheim noch an anderen Orten schnuppern.



Fatlind interessiert sich für die Arbeit in der Logistik. Wichtiger als der Beruf ist ihm jedoch, möglichst schnell eine Lehrstelle zu finden.

# Von der Schultüte zur Pflasterlipolitik

Text:  
Christoph Aebischer

Fotos: Marc Renaud,  
Philipp Baer (2x),  
Claudia Baumberger

Übergänge sind wichtige Wegmarken – und während der Ausbildung häufen sie sich. BILDUNG SCHWEIZ widmete ihnen eine Jahresserie, die nun zu Ende geht. Sie spannte den Bogen vom Schulanfang bis zur politisch aufgeladenen Debatte, ob Laiinnen und Laien im Schulzimmer helfen oder schaden.



Schnittstellen werden sie im Bildungsjargon oft genannt. Viel anschaulicher beschreibt sie der Begriff Übergänge. Er trifft die individuelle Erfahrung solcher Meilensteine auch besser: Wenn Kinder Schülerinnen und Schüler werden, Jugendliche sich für eine Ausbildung entscheiden oder Erwachsene neue Wege gehen, sind das Prozesse – spannende Prozesse. BILDUNG SCHWEIZ hat sich ihnen in den vergangenen Monaten auf unterschiedliche Art und Weise in mittlerweile 35 Beiträgen angenähert.

Und weil Menschen sich gerne an anderen orientieren, startete diese Reise mit einem Schwerpunkt zu Vorbildern. Die erfolgreichste Orientierungsläuferin Simone Niggli Luder ist unbestritten ein Vorbild. Im Interview erwähnte sie ihre eigenen: Abgesehen von Sportlerinnen und Sportlern bewunderte sie ihre Lehrerin Frau Mühlemann für die schöne Handschrift.

### Lehrerinnen und Lehrer prägen Übergänge

Simone Niggli Luder geht es wie sehr vielen anderen: Nach prägenden Figuren im Leben gefragt, erwähnen viele ehemalige Lehrerinnen und Lehrer. Deren aktuelle Situation wurde in mehreren auf das ganze Jahr verteilten Artikeln aus verschiedenen Perspektiven betrachtet: der Schritt in die Pension, der Start als Lehrerin noch während der Ausbildung wie Leonie Dolder – oder mittels Kaltstart ohne spezifische Qualifikation, wie dies Ronny Siev gewagt hat.

Christian Hugi, Vizepräsident des Dachverbands Lehrerinnen und Lehrer Schweiz, äusserte sich in einem Meinungsartikel zu unterrichtenden Laien wie Ronny Siev. Er wies im Dezember darauf hin, dass sie dies nur dank der

### «Das ist ein Beruf für mich.»

Unterstützung der Klassenlehrpersonen tun könnten. Für ihn ist es höchste Zeit, sie zu stärken und mit der «Pflasterlipolitik» aufzuhören. Dieser Artikel war nicht der einzige meinungsstarke Beitrag im Rahmen der Serie. Ausser den sorgfältig argumentierenden Kommentatoren gehören auch die satirischen Intermezzi unserer Cartoonistin Marina Lutz dazu.

Ideal zum Thema Übergänge passte, dass im vergangenen Jahr die Berufsmeisterschaften SwissSkills stattfanden. Sie boten der Redaktion die Gelegenheit, Jugendliche in ihrer Berufswahl zu begleiten. Aurela aus Münchenbuchsee fand im September beim Besuch des Stands der Medizinischen Praxisassistentinnen: «Das ist ein Beruf für mich.» In dieser Ausgabe können Sie den zweiten Teil der Reportage lesen, beziehungsweise, welche Projekte aus den Wünschen gereift sind.



Leonie Dolder startete auf dem Belpberg im Kanton Bern schon ins Berufsleben, obwohl sie noch in der Ausbildung war. Foto: Hanspeter Bärtschi

Ganz sicher nicht auslassen konnte BILDUNG SCHWEIZ in diesem Zusammenhang das heisse Eisen der Bewertung und der Selektion. Bildungsforscherin Katharina Maag Merki und Berufsbildner Michael Kraft waren sich in ihrer Diskussion einig, dass das durchlässige Schweizer Bildungssystem leider eben doch nicht alle Wege offenlässt.

### Ein Foto, das bleibt

Trotz problematischer Entwicklungen gibt es in diesem komplexen System von Schulen, Fachstellen und Ausbildungen auch immer wieder viele schöne Erlebnisse. Stellvertretend dafür steht die Reportage über den ersten Schultag von Erik Harmutter. Das wunderbare Coverbild unseres Fotografen Philipp Baer, auf dem der kleine Junge mit Schultüte vertrauensvoll zu seiner Mutter hochblickt, war ein intimer Höhepunkt dieser Serie.

Die Serie Übergänge geht mit dieser Nummer zu Ende. Doch, wie heute fast schon üblich, gibt es eine Zugabe: Im März geht BILDUNG SCHWEIZ nicht nur im übertragenen Sinn auf Reisen, genauer auf Schulreisen. Die Redaktion liess sich dabei vom Thema der Serie leiten: Auf den Reportagen und in den Berichten werden Sie deshalb Brücken begegnen, darunter eindrucklichen Zeugen der Ingenieurskunst, versteckten in lauschigen Wäldern, abenteuerlichen und selbst gebauten. ■

### Weiter im Netz

[www.LCH.ch](http://www.LCH.ch) › BILDUNG SCHWEIZ › Serien › Serie «Übergänge»  
Die PDF-Sammlung aller Artikel, die in der Serie erschienen sind, steht ab 14. Februar zur Verfügung.